Nr. 18. Jahrgang V. Berlin, 1. Mai 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2.50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit 25 Pfg. für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Das geistige Zion.

So oft wir die Stimme erheben, um unsere Stammesgenossen daran zu erinnern, daß es doch endlich an der Zeit wäre, an die Wiederherstellung des Judentums zu gehen, werden wir um die genaue Präzisierung unseres Standpunktes gefragt, wie wir uns das Judentum auf traditionellem Boden stehend und doch nicht mumienhaft, dem Zeitgeist völlig fremd, denken. Es ist inderthat nötig, daß man einmal mit klaren Worten und ohne Rücksicht auf die Tagesgötzen sage, wie der wesentliche Inhalt des Judentums mit allen Errungenschaften der Kultur und der wirklichen Zivilisation in Einklang zu bringen sei. Denn die Phrasen von Fortschritt und nötigen Reformen haben in unseren Tagen glücklicherweise ihren Kredit eingebüßt; vor der Macht der Thatsachen sind sie völlig verblaßt, und außer einigen Marodeuren, die jedes selbständige Denken verlernt haben, ist man sich innerhalb der Judenheit so ziemlich bewußt, daß mit dem Zerstörungswerk des nunmehr zu Ende gehenden Jahrhunderts Einhalt geschehen müsse, während es die höchste Zeit sei, in unserer Mitte gründlich Wandlung zu schaffen.

In der Regel wird uns entgegengehalten, daß das Judentum, soweit es die „Reformen" des neunzehnten Jahrhunderts perhorresziert, mit den Anforderungen der Zeit in Widerspruch stände. Diese Anschauung können wir uns aber nicht aneignen; denn wir müssen es entschieden in Abrede stellen, daß die Anforderungen, welche unser Glauben an seine mutigen Bekenner stellt, unerreichbar wären. Uns fehlt nur in diesem blasierten Zeitalter der Mut der Ueberzeugung; wir wenden uns von dem väterlichen Glauben nur aus falscher Scham vor dem Nachbarn ab; wir haben nicht mehr, um mit Heine zu sprechen, den Mut, einen Bart zu tragen, d. h. uns offen und mutig als Juden zu bekennen. Wir haben uns daran gewöhnt, wie Gabriel Rießer einst mit Recht klagte, das Wort Jude recht leise auszusprechen, aus Furcht, es könnte dies der Nachbar hören, wodurch wir uns kompromittiert glauben. Die Fälle, in denen Satzungen der Religion den Anforderungen des Lebens im Wege stehen, sind verschwindend wenig gegen jene, in denen es sich einfach um ein unsittliches Sichgehenlassen, um einen Defekt in der Fähigkeit der moralischen Selbstbestimmung handelt. Wir können und wollen uns nicht mehr die kleinste Entbehrung auferlegen, wir haben jede Opferwilligkeit und jede Opferfähigkeit eingebüßt; wir sind nicht mehr jene heroischen Naturen, wie es unsere Väter gewesen, welche stets fähig waren, sich den Idealen ihres sittlichen Daseins zu opfern. Im Vergleich zu den wirklichen Opfern, welche unsere einfachen und schlichten Vorfahren ohne jede Pose, ohne jedes komödiantenhafte Spielen mit den Pflichten gegen unsere Geschichte gebracht, ist alles, was wir für die Erhaltung des Judentums thun, geringfügig und belanglos. Ja, wenn wir all das ausscheiden wollten, was wir nur aus Eitelkeit oder aus Gewohnheit oder aus Rücksicht auf andere thun, so bleibt als Rest nur ein leeres Nichts. Uns fehlt der geistige Inhalt, das Sichvertiefen in das Judentum, das Bewußtsein, daß die religiösen Ideale uns in all unserem Thun als Richtschnur gelten müßten. Unser Judentum ist selbst dort, wo es nicht völlig verleugnet wird, eine inhaltlose Phrase, eine Pose, eine „Anekdote von gestern und vorgestern", wie Nietzsche sagt. Das religiöse Leben entbehrt jeder Innerlichkeit und hat sich in ein Gemengsel von schalem Formalismus, von Paradejudentum, von seichten Predigten, schlechter Liturgie, von Chor und Orgel aufgelöst. Und wenn wir nach Hause kommen, sind die Orgeltöne verhallt, der gemischte

Chor hat in uns keine religiöse Weihe hervorgerufen; die Liturgie ist eine schlecht gestimmte Leier und die Predigten haben wir vergessen, noch ehe wir das Gotteshaus verlassen. Keine aufrüttelnde Stimme, kein Herausreißen aus dem Alltagsleben, kein Sichemporschwingen in die Region religiöser Ideen. So wächst unsere Jugend heran, blasiert und geistig verkümmert. So gestaltet sich dann unser Gemeindeleben: „Parnassim“, Steuer erheben und ausgeben, bureaukratische Regelung der Gemeindeverwaltung — aber kein geistiges Leben, kein Judentum!

Das Familienleben der Einzelnen können wir vorläufig noch nicht beeinflussen. Da hat die Zerstörungswut der „Reformatoren“ gründliche Arbeit gethan. Aber im Gemeindeleben könnte denn schon ein Anfang gemacht werden. Vor allem muß die Liturgie, muß der Gottesdienst wieder ein *jüdischer* werden; sie muß, wie sich S. D. Lezzatto vor ungefähr fünfzig Jahren in einem Brief an Michael Sachs ausdrückte, die Charakteristik, die Eigenart Israels wiedergeben. Ein großer, unverzeihlicher Fehler ist es in allen „modernen“ Liturgien, daß der Zionsgedanke ausgemerzt worden ist. Es ist dies das Werk seichter Bildungsphilister, die es in ihrer Borniertheit nicht eingestehen wollen, daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als ihre Schulweisheit sich träumen läßt. Mit einer leidlichen Schulbildung kann man wohl ein tüchtiger Kaufmann, ein brauchbarer Geheimer Sanitätsrat oder ein scharfsinniger Justizrat sein; aber man kann damit nicht eine Volksseele ummodeln, keine neuen Ideale schaffen. Man kann höchstens in blinder Zerstörungswut alles ideale Empfinden mit Stumpf und Stiel ausrotten und einen Stamm für mehrere Generationen hinaus demoralisieren.

In der Beseitigung des Zionsgedankens aus unserer Liturgie liegt vor allem eine engherzige Auffassung des Judentums und zugleich eine gewisse Verleumdung gegen die große Mehrheit der Juden, die nun einmal die glorreiche Geschichte Israels nicht einfach wegstreichen lassen wollen. Deutsche Juden sind immer Deutsche, auch wenn sie nach dem alten Ritus beten, und jedenfalls liegt darin eine große Anmaßung, wenn sich ein kleines Häuflein von *reichen* Juden auch für die *besseren* halten will. Andererseits haben die Reformatoren die ganze Zionsidee völlig mißverstanden. In England giebt es fromme Christen, die für Zion eine schwärmerische Begeisterung hegen; werden vielleicht unsere dilettierenden „Reformatoren“ behaupten wollen, jene Engländer seien keine englischen Patrioten? Wenn ein Philolog mit Begeisterung Platons Schriften liest und sich an deren Ideen berauscht, hört er dann auf, seinem Vaterlande anzugehören?

Der Jude hat eine glorreiche Vergangenheit, die der ganzen Menschheit zum Heil gereicht; der jüdische Stamm war der Träger einer Kultur und wurde von der göttlichen Vorsehung für eine erhabene Mission auserkoren. Dies ist eine geschichtliche Thatsache, die kein theologisches Seminar der Welt und kein „Rabbiner“ wegdisputieren kann. Man braucht gerade nicht an das steinerne Zion zu denken, wenn wir in unserer Liturgie jener Tage gedenken, die sich in der Geschichte nicht zum zweiten Mal wiederholt haben; wir beten nicht auf eine Wiederherstellung eines jüdischen Reichs, wenn wir in heißem Gebete unsern Wunsch aussprechen, es möge sich jener herrliche Zustand Israels erneuern, als es unter uns gottbegnadete Propheten gegeben, wie sie keine Geschichte irgend eines anderen Stammes kennt. Das ist nichts weiter als das Sehnen nach idealen Zuständen, wie sie vielleicht in der Wirklichkeit nicht möglich sind, die aber zu erstreben und herbei zu wünschen den Menschen adelt und innerlich erhebt.

Es liegt darin eine Selbsterhebung und eine Beschränktheit zugleich, sich in einem solchen materialistisch gesinnten, jedes Ideals unfähigen Zeitalters, wie das unsrige leider ist, für besser und vollkommener zu halten als frühere Generationen, deren Leben aus so vielen Opfern bestand. Eine Generation, die selbst kraft- und mutlos ist, kann noch nicht als völlig hoffnungslos bezeichnet werden, solange sie noch wenigstens den Mut hat, zu ihren Vorfahren mit Bewunderung emporzublicken. Aber nachdem die Reformere unser Geistesleben völlig getötet hatten, wollten sie auch dafür sorgen, daß jeder Wiederbelebungsversuch aussichtslos bleibe, weshalb sie mit kecker Hand unsere Geschichte zu eskamotieren bestrebt waren.

Aufgabe aller wirklichen Juden muß es daher sein, mit allen Mitteln und ohne Scheu vor dem zelotischen Geschrei der beschränkten Bildungsphilister auf die wesentliche Wiederherstellung unserer Liturgie hinzuarbeiten. Diese ist unter keinen Umständen eine *jüdische*, solange der historische Standpunkt verleugnet wird, solange unsere Vergangenheit, anstatt unser höchster Ruhm und unser Stolz zu sein, soviel als möglich verschwiegen wird. Zion ist keine Vereinigung von Häusern, keine Steinmauer, sondern Israels ruhmreiche Vergangenheit, unsere religiösen Ideale, der religiöse Enthusiasmus, die Begeisterungsfähigkeit für alles Edle und Erhabene. Wir wurzeln in diesen religiösen Anschauungen, diese bilden unser geistiges Lebenselement, während das Judentum von der kahlen Sorte, wie es unsere „Reformatoren“ geschaffen, uns kalt läßt und jeden poetischen Schwunges entbehrt.

Unser Zion ist die Humanitätsidee, das ideale Bestreben, das Judentum in den Dienst der menschlichen Zivilisation zu stellen. Es liegt dies in den begeisterten Worten des Jesaias: *Das Haus unseres Gottes soll ein Haus der Andacht sein für alle Stämme!* Dr. S. Bernfeld.

Der neue Kurs.

Am 28. November v. J. haben in Berlin die Repräsentantenwahlen stattgefunden, aus denen die von dem Zentralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinden aufgestellten Kandidaten sämtlich als Sieger hervorgingen. Damit hatten die konservativen Elemente die Zweidrittelmehrheit in der Repräsentanz erlangt.

Vier Monate des neuen Regimes sind inzwischen vergangen, eine hinreichend lange Zeit, um eine veränderte Richtung wenigstens anzubahnen.

Wie haben die Erwählten des Zentralvereins diese Zeit benutzt? Was haben sie gethan, um zu beweisen, daß sie ihr Mandat in dem Sinne ausüben wollen, in dem es ihnen übertragen worden?

Fangen wir mit dem Anfang an:

Die Herren begannen damit, daß sie keinen aus ihrer Mitte, nicht einen unter vierzehn, fähig fanden, den Vorsitz in der 21 Mitglieder zählenden Repräsentantenversammlung zu übernehmen. In Bewährung einer Bescheidenheit, die überall sonst rührend zu nennen wäre, hier aber als das Zeugnis einer richtigen Selbsteinschätzung aufgefaßt werden muß, wählten sie den Vorsitzenden des alten Regimes einstimmig wieder. Der Beschluß war in einer Vorbesprechung gefaßt worden, zu der man in wunderlicher Großherzigkeit auch die Anhänger der anderen Richtung eingeladen hatte.

Dieses war der erste Streich — doch der zweite folgt sogleich:

Der Repräsentantenversammlung liegt es ob, Kommissionen zu wählen, deren Aufgabe die Vorberatung und Vorbereitung der verschiedenen Verwaltungsmaterien ist. In diese Kommissionen delegiert der Vorstand den dritten Teil der Mitglieder, die die Repräsentantenversammlung zu wählen hat. Wählen beispielsweise die Repräsentanten sechs Mitglieder, so delegiert der Vorstand zwei. Guter parlamentarischer Brauch verlangt die gleichmäßige Verteilung der Mitglieder nach Maßgabe der Stärke der verschiedenen Fraktionen. Hier hätten also die Konservativen für sich vier, für die sogenannten Liberalen zwei Plätze in Anspruch nehmen müssen, wenn sie sicher waren, daß der Vorstand der gleichen billigen Gepflogenheit sich fügte und je ein Mitglied der Mehrheit und der Minderheit delegierte. Diese Sicherheit war aber nicht vorhanden, man wußte vielmehr, daß der Vorstand nur seine Anhänger in die Kommissionen schicken würde. Danach hätte die Repräsentanz ihre Maßnahmen treffen müssen. Sie hat es nicht gethan, sondern das Erforderliche gethan, ihre Zweidrittelmehrheit in den Kommissionen in die Minderheit zu bringen. In einem Falle gelang ihr das nicht — weil die Minderheit Obstruktion trieb und die Annahme jedes Kommissionsmandats verweigerte. So kam es, daß die Kommission zur Vorbereitung der Rabbinerwahl ganz aus Anhängern der neuen Richtung bestand.

Dieses war der zweite Streich — doch der dritte folgt sogleich:

In der ersten Versammlung des Zentralvereins nach den Wahlen kam die Rabbinerfrage zur Erörterung. Es wurde dort eine Resolution beantragt, den Repräsentanten die Wahl eines Rabbiners zu empfehlen, der ein hervorragender Gelehrter sei und der konservativen Richtung zur Befriedigung der konservativen Elemente der Gemeinde als deren Muster und Vorbild angehört. Mit Händen und Füßen bekämpften die Leiter des Zentralvereins diese Resolution, nicht um ihres Inhalts willen, sondern weil nur eine „große Versammlung" würdig und fähig sei, einen solchen Beschluß mit dem wünschenswerten Nachdruck zu fassen.

Diese „große Versammlung" hat bis zur Stunde nicht stattgefunden. Aber die oben erwähnte Kommission hat ihre Arbeit begonnen und die Wahl eines Rabbiners beschlossen, der konservativ und dabei bereit ist, in allen Gemeindesynagogen zu predigen, auch dort, wo die Erinnerung an Zion aus den Gebeten sorgfältig ausgemerzt ist.

Das haben die Gewählten des Zentralvereins einstimmig beschlossen, obwohl in allen Wahlversammlungen des Zentralvereins mit dem Brustton der Ueberzeugung gegen die entwürdigende Einrichtung geeifert worden war, welche die Berliner Rabbiner zu Wanderpredigern macht und sie zwingt, entweder ihrer Ueberzeugung oder der ihrer Hörer Gewalt anzuthun, überdies die Schaffung eines innigen Zusammenhanges zwischen Rabbiner und Gemeinde hindert.

Dieses war der dritte Streich — doch der vierte folgt sogleich:

Am 15. März d. J. beriet die Repräsentantenversammlung einen Antrag, den Herr Leichtentritt sehr gut begründete, bei der Regierung wegen Einführung obligatorischen jüdischen Religionsunterrichtes an allen öffentlichen Schulen einzukommen. Zur Vorberatung des Antrages war eine Kommission von 10 Mitgliedern eingesetzt worden. Die Kommission hielt eine einzige Sitzung ab, in der drei oder vier Mitglieder anwesend waren, und diese Rumpfkommission empfahl Vertagung der Angelegenheit, die noch nicht spruchreif sei. In der Repräsentantenversammlung beschloß man sogar Vertagung auf ein Jahr. Diesen Beschluß halfen auch solche Mitglieder herbeiführen, die auf ein Programm gewählt worden waren, das den obligatorischen jüdischen Religionsunterricht als Kern und Mittelpunkt enthält. Vom Vorstandstische aus wurde in der Debatte wahrheitswidrig versichert, daß der Herr Kultusminister sich gegen diese Forderung unbedingt ausgesprochen hätte. Abgesehen davon, daß es Pflicht der Gewählten des Zentralvereins gewesen wäre, das Programm einer ministeriellen Ablehnung gegenüber nicht preiszugeben, war in der Repräsentantenversammlung auch nicht ein Mitglied, das wußte, daß der Herr Kultusminister in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. Februar d. J. vorbehaltlos sich für den obligatorischen Religionsunterricht aller Schulkinder, auch der nichtchristlichen, ausgesprochen hatte!

Dieses war der vierte Streich — doch der fünfte folgt sogleich:

Die Erwählten des Zentralvereins waren kaum in die Repräsentantenversammlung eingeführt, als ihre Wortführer zu versichern sich beeilten, daß sie mit dem Zentralverein nichts zu thun und ihm anzugehören nicht die Ehre hätten. Der Zentralverein hat das ruhig hingenommen und in seiner Generalversammlung vom 16. April d. J., in der 60 anwesende Mitglieder 75 Ausschußmitglieder wählten, seiner Wahlarbeit und seiner Gewählten sich gerühmt.

Ich habe gleichfalls nicht die Ehre, dem Zentralverein als Mitglied anzugehören; doch fühlte ich mich gedrungen, in der letzterwähnten Versammlung als Gast das Wort zu nehmen, um das Wahlverdienstkonto etwas sauberer aufzumachen und zu sagen, daß die Wahlen von den Wählern zustande gebracht seien, die dem Weckruf der Presse, insonderheit dieses Blattes folgten, die Kandidatenliste aber ganz das Werk des Zentralvereinvorstandes und sein alleiniges Verdienst sei.

Was gekommen ist, hat mich nicht überrascht; ich habe es an dieser Stelle vorausgesetzt. „Unsere Erwählten sind vortrefflich — aber man kann es ihnen nicht beweisen" — mit diesen Worten charakterisierte ich am 27. April vorigen Jahres die damaligen Schutzverwandten des Zentralvereins in der

früheren Repräsentantenversammlung. Damals stand ich ganz allein, gegen den Zentralverein, der sich heilig gegen die Möglichkeit verwahrte, man könnte ihn für das verantwortlich machen, was ich in diesem Blatte schrieb und öffentlich sagte. Wiederholt betonte ich zu jener Zeit, daß für mein Vorgehen niemand verantwortlich sei, außer ich selbst. Ich that dies „namentlich zum Schutze der Lauen und Leisetreter, denn ihnen am wenigsten gönnte ich es, meine Kampfgenossen zu heißen.“ Ich schrieb an dem genannten Tage schon, das ist vor mehr als einem Jahre: „Nach beendetem Streit, nach erlangtem Siege, das weiß ich, werde ich sie an dem Tische sehen, den nicht sie gedeckt haben, und ihr wohlwollendes Schulmeistern vernehmen. Bis dahin aber mögen sie des Mutes besseren Teil, die Vorsicht, üben.“ Am 3. Mai vorigen Jahres schrieb ich an dieser Stelle: „Solches feine Diplomatisieren ist mir zu fein, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Leiter des Vereins sämtlich dahin zu bekehren, daß unbedingte Offenheit die beste Politik ist. Was der Zentralverein erreicht hat, ist gut, aber es ist winzig gering im Vergleich zu dem, was erreicht werden muß. Wird an den Rettungsapparaten in dem gemütlichen Tempo weiter gearbeitet, so erleben unsere Kindeskinder die Fertigstellung nicht, und die Berliner Judenheit ist ausgestorben, ehe ihre religiösen Wohnungen gebaut sind.“

Es ist alles wörtlich eingetroffen — nur das Wohlwollen habe ich in den schulmeisterlichen Versuchen des Zentralvereins mir gegenüber zu vermissen gehabt. Es wird auch ferner sich als zutreffend für den „neuen Kurs“ in seiner jetzigen Mehrzahl erweisen, was ich am 31. Mai vorigen Jahres von ihm schrieb, da er noch in der Minderzahl war: „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich nur geringsten Unterschied zu finden weiß zwischen den Mitgliedern der seitherigen Mehrheit und den Mitgliedern der sogenannten Opposition. Eine Minderheit, die sich so an die Wand drücken läßt, wie hier geschehen, wie hier seit Jahren geduldet worden, die verdient nichts besseres, als daß sie an die Wand gedrückt wird, die ist auch keine Opposition, sondern eine verschiebbare Kulisse. Eine numerisch so starke Minderheit, die in der Verwaltung thatsächlich nullifiziert wird, muß den Verdacht erwecken, daß sie aus Nullen besteht.“

Noch einmal: Nichts von dem, was eingetreten, hat mich überrascht. Wenn andere überrascht sind, so sind sie naiv oder haben mich für mehr denn naiv gehalten.

Das Verhalten der Männer des „Neuen Kurses“ bringt die Wähler um ihr Recht. Das Recht hört deshalb nicht auf und soll wahrgenommen werden — auch gegen die, die sich als seine Fürsprecher geberden.

Als der Wahlsieg vom 28. November v. J. bei einem Bankett gefeiert wurde, behielt ich im allgemeinen Triumphesrausche die nüchterne Stimmung. Einer der vom Zentralverein aufgestellten Repräsentanten hatte ein wunderhübsches Programm entwickelt, zu dessen Verwirklichung er übrigens weder in einer früheren Periode noch jetzt das geringste beigetragen. Außerdem wurden Toaste auf alle Welt ausgebracht. Nur den Wähler hatte man vergessen. Ich nahm mir die Freiheit, im Namen des Wählers zu sprechen, der in den Wahlen seinen Willen kundgegeben und nicht dulden werde, daß man ihn hintergehe. „Wir, die Wähler,“ so ungefähr sagte ich den Gewählten, „werden Ihr Wirken begleiten, ermutigend und fördernd, als Ihre Mahner und, wenn es sein muß, als Ihre Richter.“

Für heute habe ich nur ein Wort sanfter Mahnung gesprochen. Noch will ich hoffen, daß es dem Wähler erspart bleiben wird, als Richter aufzutreten.

M. A. Klausner.

Das Rabbinat in Oesterreich.

Von einem Rabbiner.

> Habe nun, ach, Philosophie
> — — — — — — — —
> Und leider! auch Theologie
> Durchaus studiert mit heißem Bemüh'n.
> Da steh ich nun, ich armer Thor!
> Und bin so klug als wie zuvor.

Es war jüngst viel von modernen Rabbinern in diesen Blättern die Rede; wohl mehr als denselben angenehm sein konnte. Manch' bitterböses Wort ward da gesprochen und „die parfümierten Schläge“ klatschten, daß es für den Schadenfrohen eine Wonne war. Und da hat sich denn auch der eine oder andere „Moderne“ zum Worte gemeldet, um zu retten. Ob die Rettung gelungen ist? Jeder einzelne der arg Mitgenommenen betrachtete sich natürlich als Ausnahme, so daß eigentlich keiner der Betroffene war. Der satyrische Tadler hat, ebenso natürlich, auch keinen gemeint, sondern ganz allgemein einige Wahrheiten gesagt; und das genügt ja bekanntlich, um Anstoß zu erregen. Warum sollen wir auch innerhalb des Judentums Angst verbreiten, wenn außen das Schwert wütet? Und doch ist's von Zeit zu Zeit nötig, dem geehrten Publikum den Spiegel vorzuhalten. Wenn man den Berichten der Zeitungen aufmerksam folgt, welche jüdische Interessen vertreten, so sieht man, daß wir in der Blütezeit des Rabbinertums leben. Es giebt heutzutage nur noch berühmte Männer unter ihnen; alle sind grundgelehrt und weise, alle weit über die Grenzen ihres Wirkungskreises hinaus gekannt. Kein Wunder! Jede Hochzeits- und Barmizwah-Rede, jeder Leichensermon ist ein weltbewegendes Ereignis und wird als solches den Redaktionen sofort mitgeteilt. Fünf-, zehn-, zwanzig- und fünfundzwanzigjährige Jubiläen von Schächtern, Kantoren, Vorstehern ꝛc., Geburtstage u. ähnl., sind geeignete Anlässe zur Entfaltung der ganzen rhetorischen Kraft. Weh' dem Unglücklichen, der all die „unvergeßlichen“ „gewaltig ergreifenden“ „von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden“ „hinreißenden“ Reden lesen müßte!

Glückliches Zeitalter, das lauter große Redner besitzt! Was sind Demosthenes und Aischynes, was die Propheten gegen sie? Wir haben in Mähren allein über 50 Rabbiner und — das ist doch kein Zweifel — ebensoviele berühmte Kanzelredner. Es ist kein Dörfchen so klein, ein Redner muß drin sein. Und alle sind ebenso gewiegte Schriftsteller! Mit welchem Heißhunger wartet die jüdische Welt auf ihre journalistischen Produktionen, auf die zuckersüßen Traktätlein über Freitag-Abend-Poesie, Innere Mission des Judentums, Kaddischsagen, Chanukkahlichtlein und andere schale und gedankenarme Gefühlsduseleien, kurz auf die kraft- und marklosen Auslassungen druckerschwärzehungriger Leute! In den

wenigen gelehrten Monatsschriften begegnet man immer wieder denselben Leuten; zwar diese, auch Epigonen, bemühen sich doch der Wissenschaft zu dienen; hier kann man aber doch wenigstens nicht sich selbst und seine Ware preisen. Und all die welbtberühmten Männer „doctores philosophiae“; das deckt alles; als wenn das Diplom, selbst wenn es rechtschaffen erworben, irgend welche Bürgschaft für die Eignung zum Rabbinerberufe böte.

Der hochweise Gemeindevorstand sieht das stattliche Pergament, hört einige wohlgedrechselte Reden während des Rednerwettrennens, das zum Ergötzen der ganzen klatschsüchtigen Gemeinde stattfindet, und bestellt den Glücklichen zum Seelenhirten, ohne die geringste Kenntnis über seine religiösen Ueberzeugungen, sein Wesen und seinen Charakter. Und diese Bestellung wird dann als „epochemachend“ kundgethan. Ach, die Doktoren der Philosophie!

Jüngst ging ein großes Wehgeschrei durch Oesterreichs Gaue; denn die Behörde verfügte, daß nur inländische Doktortitel gelten. Das war schlimm, denn nur recht wenige blieben so offiziell bei ihrem Ehrennamen. Denn auf Deutschlands hohen Schulen wird der Titel auch ohne Gymnasialstudien erworben und es giebt manchen Dr. phil., der nichts weniger als ein gebildeter Mensch ist. Deshalb haben die Herren Antisemiten doch nicht recht, denn so gebildet wie die Geistlichen anderer Konfessionen sind doch die meisten; wir aber verlangen mehr als das. Ein ungarischer oder polnischer Jüngling, der allerdings in einigen Jeschibots, mit denen es heutzutage nicht weit her ist, Talmud gelernt haben soll, bleibt drei bis vier Jahre in Deutschland, wird äußerlich, so gut es geht, germanisch, hört drei Jahre als Externer an einer Universität, schreibt eine Dissertation — — wer kennt nicht diese Makulaturlitteratur — — und ist, eh' man sich's versieht, Doktor der Philosophie! Sein bischen Talmud hat er unterdeß vergessen und anderes nicht viel zugelernt, hingegen ist er Rabbiner nach neuester Façon geworden. Solche Erscheinungen sind nicht allzuselten.

Die traurige Art des jetzigen ungarisch-polnischen Talmudlernens, wie es, Gott sei's geklagt, in den wenigen talmudischen Kreisen einzureißen droht, hat mit der klassischen, talmudischen Zeitepoche auch nicht das geringste gemein; welch' ein Zwitterwerk kommt aber zum Vorschein. Der Bachur ist Dr. phil. und keines von beiden.

Zum Gaudium der Mitwelt spielt er sich in die Doppelrolle des „Lamdan“ und „Modernen“ ein und gründet womöglich gar ein jüdisches Gymnasium. Solche Breitspurigkeit muß zur Entgleisung führen.

Ein anderer hat nun gar den Ehrgeiz, „Professor“ zu werden. Zwar hat er den polnischen Jargon noch in den Knochen stecken, allein, was kann man nicht alles aus einem Bocher machen? Und dritte wiederum, die vielberühmten Reformer, bilden sich zu liebenswürdigen Rednern für zarte Frauen und noch zartere Mägdelein aus, deren „Konfirmierung“ — ein echt jüdischer Ausdruck! — eine der Hauptlebensaufgaben des Seelsorgers seit jeher ist; ganz natürlich! Die Goldschnittlitteratur, Noveletten und Romane, die zierlichen, dünnen Prachtbändchen verdrängen ja auch die ehrwürdigen Folianten des babylonischen und paläſtinensischen Talmuds. Wer braucht den Schulchan Aruch und die Turim, wer Rambam und Alfasi?

Die modernen plain-air-Rabbiner übertragen die Freilichtmalerei auch auf die Seelsorge. Alles höchst modern! Orthodoxe im Frack und Reformer im Schubbez! Die Frommen, selbst Strengkonservativen, welche trotzdem modern sind, bieten oft noch lange nicht das komische Bild des mauschelnden Reformers. Worin besteht denn seine seligmachende Reform? In nichtssagendem Formelkram. Vor allem wird der liebe Gott aus der Synagoge hinaus- und die Orgel hineingepredigt. Vor lauter Ordnung gerät man in Konfusion. Deutsche Gedichtlein werden gesungen und der ganze, gespreizte Kirchenton, der uns so durchaus fremd und unsympathisch ist, und wie der Hokus-pokus heißt, greifen um sich. Holde Damenstimmen singen des Allmächtigen Lob und Preis und die geputzten Leutchen lorgnettieren gerade so, als wenn es im Theater wäre. Und auch der Prediger ist ein Akteur. Gott bewahre vor einem Poßuk oder gar einem sinnigen Midrasch! Damit ist aber nun sicher nicht gemeint, daß etwa ein geschwätziger Mann dem Publikum allerlei Altweibergeschichtchen erzählen und der wohlfeilen Rührseligkeit des jüdisch-deutschen „Chumesch“ huldigen soll. Leider giebt es auch das, und das schlimmste ist, daß solches Zeug, gespickt mit unzähligen Versen und allerlei erbaulichen Kindererzählungen dem Publikum gefällt, während eine ruhig-ernste Betrachtung des logisch und scharf denkenden Redners keinen Geschmack findet. Auf diese Weise verdirbt man eben allen Geschmack.

Der geehrte Leser sieht hoffentlich immer mehr, wie eingangs bemerkt worden ist, daß wir in einer herrlichen Zeit leben!

Nun aber noch ein wenig von den Gemeinden. In der Regel sind sie ihrer Rabbiner würdig; und wenn letztere dem entworfenen Bilde nicht entsprechen, dann sind sie derer oft genug nicht würdig. Nach der Auffassung moderner Vertreter der sogenannten Kultusgemeinden hat der Rabbiner zu predigen, um zu unterhalten und — damit er nicht umsonst bezahlt wird; er ist ein Paradepferd, das man bei festlichen Gelegenheiten an den Karren der Gemeinde spannt. Hauptbeschäftigung: Kopulieren und Begraben.

Wo bleibt die Wissenschaft? Wer braucht heute jüdische Wissenschaft! Die gehört in die Trödlerbude. Die Gemeinden sind ja, dank der Aufklärung unserer herrlichen Zeit, so weit, daß jemand, der die Wochensidrah übersetzen kann, schon ein Gelehrter ist; wozu aber auch das alte, morsche Hebräisch? Die kleinsten Rabbinerchen sind groß genug, die Heilsbotschaft zu verkünden, daß man in jeder Sprache beten kann. Und da kommen sie, geschäftig wie die Heinzelmännchen, und arbeiten an dem Wiederaufbau des zertrümmerten Heiligtums, indem sie salbungsvolle Gebetlein drechseln für parfümduftende Damen und religiöse Gecken. Hauptsache ist und bleibt: Fein, willig und fügsam in den allmächtigen Willen des Vorstandes, das Mäntelchen nach dem Wind gehängt!

Heutzutage soll der Rabbiner alles sein — nur nicht Rabbiner. Es schadet nicht, wenn alles ein Geschäft ist: Rabbinat — ein Geschäft, Kantorat — ein Geschäft, Lehramt — ein Geschäft, alles mit regelrechter Konkurrenz, Marktschreierei und Reklame, und am Ende — um ganz modern zu sein — ge-

raten die Geschäfte in Konkurs und die Seelsorge erklärt sich — insolvent.

Kurz und schlecht: Oben und unten versumpfte Korruption, Flachheit, Flauheit und Wurstigkeit, Schammosimwirtschaft, Phrasendrescherei der seichtesten Sorte; nirgendwo Ernst und Würde, Charakterreinheit und Pflichttreue. Daher denn auch der gänzliche Verfall des österreichischen Judentums. Wo die jüdische Wissenschaft keine würdevolle Stätte hat, geht das Judentum zugrunde. Wo für die ehrfurchtgebietende, heilige Gestalt des gläubigen und nicht phrasenhaften Judentums ein Paradejudentum und — sit venia verbo — Gigerljuden den Ton angeben, und leider sind das die reichsten und einflußreichsten, da ist an Besserung und Rettung nicht zu denken. — —

Heißt es der Reaktion zusteuern, wenn man den Schwindel geißelt? Heißt es „schwarz“ sein, wenn man das glitzernde Geflunker des modisch aufgeputzten Judentumes als solches kennzeichnet? Im Kampfe gegen den äußeren Feind, der mit jedem Tage an Anhang gewinnt, hat uns Untreue am Glauben noch nie geholfen. Durch solche Selbstschwächung gewinnt man den fanatischen Gegner nicht. Wenn aber das österreichische Judentum fortfährt, sich seinem Glauben zu entfremden, wenn insbesondere die Leitungen der Gemeinden und deren Rabbiner diese zerstörenden und auflösenden Bestrebungen fördern, dann graben wir unser eigenes Grab und wenig hilft es, daß wir dasselbe mit dem eitlen Tand der Bänder und Blumen schmücken. Warum aber sollen wir unsere eigenen Totengräber werden? Zeit wäre es, diesen jämmerlichen Zuständen ein Ende zu machen, sonst werden wir bald an die Setzung des Leichensteines denken müssen, dessen Aufschrift lauten wird: „Hier liegt das Judentum begraben.“ N.-Z.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 29. April.

— **Die babylonische Verwirrung**, die Herr Lazarus Goldschmidt durch seine „Uebersetzung“ im Babylonischen Talmud anzurichten droht, wird auch in der Frankf. Ztg. gebührend beleuchtet. Der Rezensent dieses Blattes, Prof. Dr. A. Sulzbach, gelangt in seiner, in der letzten Sonntagsnummer des genannten Blattes abgedruckten Kritik zu dem nämlichen Resultat, zu welchem wir vor acht Tagen gelangt sind: Die äußere Ausstattung des ersten Heftes ist vorzüglich, die innere dagegen mangelhaft. Professor Sulzbach schreibt u. a.: „. . . Aber vor allen Dingen, und dies hätte die vornehmste Sorge sein müssen, wäre es die erste Aufgabe gewesen, dem Publikum eine lesbare, verständige und gut deutsch geschriebene Uebersetzung in die Hand zu geben; von der vorliegenden kann aber nicht behauptet werden, daß sie eine solche sei. Der Verlag rühmt im Prospekt und wiederholt es auf dem Titel, daß die Uebersetzung „möglichst wortgetreu“ sei, aber dies ist gerade, abgesehen von ernsten sachlichen Fehlern, der Mangel, der ihr anhaftet. Mit dem „wortgetreu“ und „möglichst wortgetreu“ ist es nicht gethan, es ist in den meisten Fällen bequem, aber die Aufgabe, die dem Uebersetzer gestellt ist, wird damit nicht gelöst. Manche Partien müssen durch die „möglichst wortgetreue“ Uebersetzung geradezu falsch aufgefaßt werden, manche bleiben dem Laien ganz unverständlich; wer diese Uebersetzung nicht nötig hat, der Kenner des Talmuds, versteht sie, wenn er die übersetzte Stelle — im Urtext nachliest. . . . Aber auch, wo die Uebersetzung eine an sich stilistisch und sachlich richtige ist, vermißt man das Geschmackvolle. Dem „wortgetreu“ sind hier manche Opfer gebracht worden. Folgendes mag als Beispiel dienen. Für den Schluß de majore ad minorem, oder umgekehrt, existiert im Talmud die Formel: Kal wechomer, wörtlich: „Leicht und Schwer“. Gelegentlich einer solchen Stelle wird wortgetreu übersetzt: „Das weiß ich von „Leicht und Schwer“ — allerdings erklärt er den Sinn dieser Worte in einer Fußnote, aber eine solche Erklärung verlöscht nicht den lächerlichen Eindruck, den der Text auf den Leser machen muß, und darum gehört die Umschreibung in den Text.“ — Wir glauben durch Wiedergabe dieser Zeilen eines kompetenten Kritikers den Wert der Goldschmidtschen Talmud-„Uebersetzung“ zur Genüge dargethan und unsere Leser vor der Anschaffung eines kostspieligen (etwa 400 Mark) aber unbrauchbaren Werkes hinreichend gewarnt zu haben.

— **Die Rabbinerwahl in Berlin** beschäftigt diesmal weiteste Kreise auch außerhalb unserer Stadt. Besonders wird sie vielfach zum Zwecke einer eigenartigen Reklame für einzelne Rabbiner in der Provinz benutzt. Es vergeht fast keine Woche, in der uns nicht einige Ausschnitte aus Provinzialzeitungen übersandt würden, die den Lesern mitteilen, Herr so und so habe einen „ehrenvollen Ruf an die Berliner Gemeinde“ erhalten, ihn jedoch „mit Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse“ dankend abgelehnt. Demgegenüber konstatieren wir, daß es sich in allen Fällen nur um eine Anfrage handelt, ob der betreffende Rabbiner etwa geneigt wäre, hier eine Gastpredigt zu halten. Daß diese noch nicht einen „Ruf an die Berliner Gemeinde“ bedeutet, ist klar. Die Redensart von den schwierigen Verhälinissen in Berlin beruht auf einer Fabel, die in leicht durchsichtiger Absicht von den Anhängern des verflossenen Verwaltungssystems erfunden wurde. Nicht der Frieden, sondern nur die „verfluchte Bedürfnislosigkeit“, wie Lassalle sagt, ist aus der Berliner Gemeinde gewichen. Ein Mann von ernstem Wollen und fachmännischem Wissen wird hier großen Anhang, thatkräftige Unterstützung und ein weites Feld der Thätigkeit, — er wird Befriedigung finden, indem er die Gemeinde befriedigt.

— **Zu spät!** Aus dem Berliner Gemeindeparlament berichteten wir in der vorigen Nummer über einen Antrag Lewin, der eine stärkere Heranziehung der hiesigen Rabbiner zur rhetorischen und seelsorgerischen Thätigkeit anstrebt. Diesen Antrag glossiert das publizistische Organ des Gemeindevorstandes wie folgt: „In der Sache selbst mag ja manches richtig sein, was bei diesem Anlasse vorgebracht wurde . . ., aber eine freundliche Gesinnung gegen unser Rabbinat sprach weder aus dem Antrage selbst, noch aus der Stellung, welche die Rechte der Versammlung demselben gegenüber einnahm . . . Wir bedauern es so lebhaft wie möglich, daß man noch immer mehr Versuche machen will, die Stellung der Rabbiner hier herabzudrücken, indem man sie durch „Festlegung ihrer Verbindlichkeiten“ auf die Stufe der bezahlten Beamten zu

stellen versucht, bei denen Lohn und Leistung durch Kontrakt genau geregelt werden müssen.“ — Recht nett. Das Gewissen des Schreibers hat sich blos mit einer großen Verspätung und zur unrechten Zeit eingestellt. Vor etwa drei Jahren hätte es erwachen sollen, als Herr Justizrat Meyer, ohne jede äußere Veranlassung, in öffentlicher Sitzung erklärte, es gäbe in Berlin kein Rabbinat, man kenne hier nur „angestellte Beamte.“ Vor etwa drei Jahren hätte es erwachen sollen, als die Mitglieder des Rabbinats wie subalterne Beamte diesen Fußtritt wortlos entgegengenommen und ihn nicht mit einer Demission zu parieren gesucht hatten. Jetzt ist es zu spät und außerdem deplaziert. In der Forderung, daß die Rabbiner sich mehr sehen und hören lassen sollten, vermögen normal veranlagte Naturen unfreundliche Gesinnung nicht zu erblicken. Eher ist dies noch als ein Vertrauensvotum anzusehen. Die Taktik des Blattes gleicht darum der Gepflogenheit weitherziger Naturen, die Mücken seihen und Elephanten schlucken.

— **„Muhamedaner thun's nicht.“** In dem hiesigen Passage-Panoptikum ist jetzt ein veritabler Harem ausgestellt. Diese Ausstellung erregt in jedem Einheimischen und Fremden, der über die wichtige Sache überhaupt nachdenkt, den einen Gedanken, daß sie von dem Unternehmer veranstaltet wurde, um den Besuchern „mal was anderes“ zu bieten. Anders Antisem; der hat sogleich seine besonderen Einfälle. Und so meldet denn ein hiesiges Antisemitenblatt, daß die Mitglieder des Harems Jüdinnen seien, — was nicht überraschen könne, „da Muhamedanerinnen sich für derartige Schaustellungen nicht hergeben.“ Und das Blatt hatte in der That recht. Es sind wirklich keine Muhamedanerinnen, die sich im Panoptikum ausstellen lassen. Zwar sind sie auch keine Jüdinnen, sondern maronitische Christinnen aus dem Libanon; aber es hieße das tiefe sittliche Niveau der Antisemitenpresse einnehmen, wollte man an diese Thatsache auch nur die leiseste unangenehme Bemerkung knüpfen.

— **Statistisches.** Die Zahl der jüdischen festangestellten Lehrkräfte an den höheren (Knaben-) Schulen in Preußen war bis zum 1. November v. J. folgende: Ostpreußen: 0. Westpreußen: 1. Posen: 3. Schlesien: 5. Brandenburg: 20. Sachsen: 1. Hannover: 0. Schleswig-Holstein: 0. Westfalen: 0. Hessen-Nassau: 21. Rheinprovinz: 0. Die relativ große Zahl der jüdischen Lehrer in der Provinz Hessen-Nassau erklärt sich daraus, daß 18 derselben an den beiden höheren Schulen der jüdischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. angestellt sind. Sämtliche übrigen jüdischen Lehrer sind mit Ausnahme der 3 in Posen nur an städtischen Anstalten angestellt, und zwar die 5 in Schlesien an denen Breslaus, von den 20 in Brandenburg 18 an denen Berlins.

— Die jüdischen Schüler an den höheren Lehranstalten Berlins verteilen sich, nach den zur Ausgabe gelangten Schulprogrammen, wie folgt: Das Leibniz-Gymnasium war am 1. Februar d. J. von 506 Schülern, darunter 93 jüdischen besucht, Königstädtisches Gymnasium von 556, darunter 202, Lessing-Gymnasium von 674, darunter 135, Sophien-Gymnasium von 648, darunter 274, Königstädtisches Real-Gymnasium von 748, darunter 200, Luisenstädtisches Real-Gymnasium von 883, darunter 368, Königliches Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und Königliche Vorschule von 702 und 534, unter diesen 67, Königliches Real-Gymnasium von 512, unter ihnen 42, Königliches Prinz Heinrich-Gymnasium von 653, unter diesen 42, Luisenstädtische Oberrealschule von 690, unter ihnen 47 jüdische. Von 633 Schülerinnen der Königlichen Elisabeth-Schule waren 115, von 783 der Viktoria-Schule 236 und von 716 der Margarethen-Schule 332 jüdisch.

— **5000 Mark** wollen die Wähler in Arnswalde-Friedeberg sich die Ehre, von Ahlwardt nicht mehr im Reichstage vertreten zu sein, kosten lassen. So wurde am Mittwoch dem „Mr. H. Ahlwardt, Member of the German Reichstag“ in einem eingeschriebenen Briefe kund und zu wissen gethan. Nach Eintreffen der von einem Notar zu beglaubigenden Verzichtleistung und nach ihrer Verkündigung im Reichstage werde die Summe sofort von einem New-Yorker Bankier ausgezahlt werden. Zu einer Erklärung über den Vorschlag ist eine Bedenkzeit von zehn Tagen — nach Eintreffen des Briefes in Amerika — festgesetzt worden. — Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir diesen Vorschlag vor drei Wochen gemacht haben. Glauben wir nun auch nicht, daß die antisemitischen Führer in dem genannten märkischen Wahlkreise unseren Vorschlag gelesen und sich nach ihm gerichtet, so ist uns der Effekt desselben doch ein Beweis, daß jene ihren Erwählten so gut kennen wie wir, daß sie so gut wissen wie wir, daß der große deutsche Mann ohne Geld nichts thut, für Geld — alles.

— **Eine peinliche Szene** spielte sich dieser Tage in Erfurt ab. Urheber derselben war der Direktor des Königl. Realgymnasiums, Dr. Zange, ein ausgesprochener konservativer Parteimann mit antisemitischer Gesinnung. Ein in allen Kreisen der Stadt hochangesehener jüdischer Lehrer, Dr. Pick, bekannt als Historiker und Altertumforscher, der bisher an einer höheren Handelsschule thätig gewesen, ist von der königlichen Regierung zum Oberlehrer am Realgymnasium ernannt worden. Beim Wiederbeginn des Schulunterrichts nach den Osterferien benutzte nun der Direktor den Einführungsakt, um vor versammelter Schule seinem Unwillen über die Ernennung des neuen Lehrers Ausdruck zu geben. Der Herr Direktor erklärte nach der Vorstellung des Dr. Pick offen, daß er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Hintertreibung der Wahl desselben versucht habe; selbst weite Reisen habe er nicht gescheut. Sein Streben sei jedoch erfolglos gewesen und Herr Dr. Pick zum Lehrer an der Schule ernannt worden. Er betrachte dies als einen Mißgriff; die Zahl der jüdischen Schüler am Realgymnasium sei so klein, daß sich die Ernennung eines jüdischen Lehrers nicht rechtfertigen lasse. Trotzdem sei dieselbe erfolgt und er, der Direktor, könne heute nur noch den Wunsch aussprechen, daß Herr Dr. Pick stets unparteiisch handeln und in seinem Wirken als Lehrer den Stifter der christlichen Religion vor Augen haben möge. Diese sonderbare, den Oberlehrer Dr. Pick unzweifelhaft verletzende und seine Autorität als Lehrer untergrabende Ansprache hat bei der großen Mehrzahl der Zuhörer, bei Lehrern und bei Schülern, peinliches Aufsehen erregt. Der Herr Direktor übersah bei derselben offenbar ganz, daß er in seinem antisemitischen Eifer seine vorgesetzte Behörde einer Kritik unterzog und daß seine Ausführungen gegen den Geist und Wortlaut der preußischen Verfassung verstießen. Interessant ist es übrigens auch, daß die oben geschilderte Szene sich an einer Schule abspielte

deren Begründer und erster Leiter ein Jude, der noch heute verehrte Dr. Unger, war, der von der Stadt Erfurt zu ihrem Ehrenbürger ernannt worden, dessen Bild die Aula des Gymnasiums ziert, und dessen Grab bei der kürzlich stattgehabten Jubelfeier des Bestehens der Schule offiziell geschmückt wurde. Dr. Ungers Verdienste um die Schule und sein lauterer Charakter wurden bei der Jubelfeier vor kaum einem Jahre gepriesen und gefeiert, und das geschah, trotzdem der Verstorbene der jüdischen Religion angehörte. Sein Nachfolger aber hält es für angebracht, einen verdienten Schulmann anzugreifen, nur weil er Jude ist. (B. B.-C.)

— **Zur Judenfrage in Rußland** bringen die „Birschew. Wed." folgende Mitteilung: „Durch Allerhöchsten Befehl ist dem Minister des Innern anheimgegeben worden, die Frage der Abänderung und Ergänzung der Regeln vom 3. Mai 1882 in Erwägung zu ziehen. Seit dem Erlaß jenes Gesetzes, das den Hebräern verbietet, sich außerhalb der Städte und Flecken neu anzusiedeln, Güter zu arrondieren oder zu verwalten, sind mehr als 16 Jahre verflossen und dieser Zeitraum muß den Lokalbehörden die Möglichkeit gegeben haben, genügend zuverlässige Urteile über die Ergebnisse und die praktische Anwendbarkeit dieses Gesetzes in den Dörfern zu gewinnen. Auf Anordnung des Ministers des Innern werden daher jetzt auf dem Lande über die Zahl der hebräischen Bevölkerung, über die Zahl der von Hebräern unterhaltenen Getränke-Anstalten, die ihnen gehörenden Güter u. s. w. Daten gesammelt und ebenso werden Gutachten der höheren Administrativ-Behörden betreffs notwendiger Abänderungen des Gesetzes eingeholt."

Feuilleton.

Das Martyrium der spanischen Juden.

Von Prof. Dr. H. Graetz.

II.

Diese vom Konzil sanktionierten und vom König Sisenand promulgierten Gesetze galten fortan als Grundnorm für die Behandlung der jüdischen Konvertiten und bildeten, so lange sich der westgothische Staat behauptete, eine besondere Klasse und eine stehende Rubrik für die kanonische und politische Gesetzgebung. Es ist schwer, für diese eigentümliche Erscheinung eine den Begriff vollständig deckende Bezeichnung zu finden. In der offiziellen Sprache der Westgothen wurden sie bald „getaufte Juden" (Judaei baptizati) oder „zum Christentum geführte Hebräer" (Hebraei ad fidem christianam translati, reducti), bald schlechtweg „Juden" genannt. Man könnte sie „Judenchristen" nennen, wenn dieses Wort nicht in der Kirchengeschichte das bestimmte Gepräge erhalten hätte für Juden der Abstammung nach, die am Judentume festhalten und doch dabei an Jesus, als den erschienenen Messias glaubten. Aber gerade diesen Glauben hatten die gewaltsam Bekehrten nicht, und man kann nicht behaupten, daß die gegen sie erlassenen Gesetze, wie wir sie eben kennen gelernt haben, geeignet waren, ihnen diesen Glauben beizubringen und ihnen das Christentum lieb und begehrenswert zu machen. Die an so vielen Punkten Gekränkten waren also vollkommen im Rechte, wenn sie eine tiefe Abneigung gegen die unter Drohungen aufgetragene Religion und eine um so wärmere Anhänglichkeit an das ihrem Herzen entrissene Judentum hatten. Aber auch die Vertreter der Kirche waren, wenn auch nicht vor dem Forum reiner Sittlichkeit und geläuterter Religiosität, doch vor der unerbittlichen Notwendigkeit der geschichtlichen Evolutionen nicht so ganz und gar im Unrechte. Die Schwachen, welche nicht den Mut hatten, ihrer Religion ein Opfer zu bringen, hatten nun einmal einen Schritt ins Christentum gethan und mußten sich die Konsequenzen gefallen lassen. Wenn die damaligen Vertreter der Kirche die Anschauung hatten, daß diejenigen, welche die Taufe empfangen und die Hostie genossen, als ihre Glieder zu betrachten seien, so durfte die Kirche diese ihr, gleichgiltig auf welche Weise, zugeführten Glieder nicht von sich weisen und ebensowenig ihnen gestatten, daß sie sich von ihr lossagten. Ihr Selbsterhaltungstrieb erheischte ein, wenn auch tyrannisches Festhalten der mit ihr Cohärierenden; ohne dieses fieberhafte Streben nach immer größerer Extension hätte die Kirche nicht zu dieser Riesengröße anwachsen können, um ein mächtiger Faktor in der Entwickelung der Geschichte zu werden. Es trat hier, wie so oft, das individuelle Recht der Selbstbestimmung mit dem, wenn man so sagen darf, universalen Rechte des Eroberten in Konflikt. Freilich hat die Kollision dieser entgegengesetzten Rechte beigetragen, ein tragisches Verhängnis über den westgothischen Staat herbeizuführen.

Schwerlich sind Sisenands Gesetze gegen die apostasierenden jüdischen Zwangstäuflinge in aller Strenge ausgeführt worden. Die eigentümliche Verfassung des westgothischen Königtums gab ihnen Gelegenheit, sich unter das Patronat eines selbständigen Großen oder Gardingen zu begeben, um dadurch vor Verfolgung geschützt zu sein. Wenn sie sich aber der Hoffnung hingaben, daß nach Sisenands Tode für sie eine günstigere Wendung unter einem Könige gleich Swintila eintreten werde und sie die Freiheit erlangen würden, mit dem Christentume völlig zu brechen und sich ohne Gefahr dem Judentume hinzugeben, so sahen sie sich durch Chintilas Thronbesteigung (636) darin getäuscht. Dieser König, der mehr Sisebut ähnelte, ließ von der zusammenberufenen großen Kirchenversammlung (638) sämtliche Gesetze gegen sie bestätigen und ging noch viel weiter, sämtliche ungetaufte Juden aus dem Lande zu weisen; der Klerus jubelte, „daß endlich der unbeugsame Unglaube der Juden durch die Frömmigkeit des Königs und die höhere Macht gebrochen scheine" (inflexibilis Judaeorum perfidia deflexa tandem videtur pietate et potentia superna). Die Synode adoptierte nicht nur Chintilas Edikte gegen die Juden, sondern erließ auch den Beschluß, daß künftighin kein gewählter König den westgothischen Thron besteigen sollte, ohne vorher eidlich beteuert zu haben, daß er die Verletzung des katholischen Glaubens vonseiten der getauften Juden nicht zugeben, ihren Unglauben nicht begünstigen, sondern die Beschlüsse gegen dieselben unverbrüchlich erhalten werde. Das war ein zweiter herber Schlag für die Betroffenen, die noch immer mit ganzer Seele dem Judentume zugethan waren. Die Auswanderung der treugebliebenen Stammesgenossen benahm ihnen die Möglichkeit, ihrer Religion zu leben, da sie weder Synagogen, noch Religionslehrer, noch Gelegenheit

hatten, Religionsübungen außerhalb ihrer überwachten Häuser vorzunehmen, endlich keine jüdischen Ehegatten für ihre Töchter und keine jüdischen Frauen für ihre Söhne mehr fanden. Denn innerhalb ihrer Familien sich zu verheiraten, verboten ihnen die kanonischen, von der westgothischen Gesetzgebung aufgenommenen Ehegesetze, welche die Ehen zwischen den Deszendenten von Geschwistern bis zum fünften absteigenden Grade als Blutschande betrachten. (Vgl. über die Gesetze der sieben Incest-Grade lex Visigoth., 1., IV. t., I.) Außerdem wurden die jüdischen Konvertiten vom König Chimila aufgefordert, einen Revers (placitum) auszustellen, daß sie das Judentum völlig abschwören, dessen Religionsgebräuche nicht mehr beobachten und den katholischen Glauben aufrichtig bekennen wollen. Sonderbare Verblendung jener Zeit, daß ein geschriebenes Wort, mit Widerwillen gegeben, zuverlässiger und bindender sein werde als ein mündliches Versprechen! Natürlich hielten sich die Zwangstäuflinge durch das geschriebene placitum ebensowenig in ihrem Gewissen gebunden wie durch das mündlich abgelegte Glaubensbekenntnis. Sobald Chintila die Augen geschlossen und sein Sohn Tulga gewaltsam mit Tonsur und Mönchsgewand ins Kloster gesteckt worden war, durften sie unter Chindaswinds starker und antiklerikaler Regierung (642 bis 649) wieder das Haupt erheben und Bekenntnis wie placitum völlig vergessen.

Chindaswinds Strenge zwang die wühlerischen Geistlichen, welche das Szepter dem Krummstabe unterordnen wollten, ins Exil zu gehen und ein Asyl in denjenigen Gegenden zu suchen, wo es die geflüchteten Juden gefunden hatten. Gallien und Afrika nahmen jetzt adelige und geistliche Emigranten auf wie früher jüdische. Chindaswinds Milde gestattete nicht nur den jüdischen Emigranten die Rückkehr ins Vaterland, sondern auch den getauften Juden Rückkehr zu ihrem angestammten Kultus. Es ist bezeichnend für Chindaswinds freundliches Verhalten gegen die Juden, daß sein Sohn Recceswinth, dem der Vater beim Leben den Thron überlassen hatte (649), erst nach dessen Tode die feindselige Gesetzgebung gegen die Zwangstäuflinge wieder aufnahm. Chindaswind starb als neunzigjähriger Greis im Laufe des Jahres 652, und kurz darauf, zu Ende des Jahres, am siebzehnten der julianischen Kalenden (26. Dezember) hielt Recceswinth eine lange Rede an die Mitglieder des achten toledanischen Konzils gegen die apostasierenden Konvertiten und forderte sie auf, dieselben zu maßregeln. Offenbar wollte er sich mit dem gegen seinen Vater erbitterten Klerus durch diese Opfer versöhnen. „Ich klage," sprach er, „die Lebensweise und das Verhalten der Juden an, durch deren ansteckende Pest das Land meiner Regierung befleckt ist. Denn während der Allmächtige aus diesem Reiche die Ketzereien von Grund aus vertilgt hat, ist diese Schmach der Kirchenschändung allein zurückgeblieben und soll durch unsere Frömmigkeit gebessert oder durch unsere Strenge ausgemerzt werden. Es haben nämlich einige von ihnen ihren alten Unglauben beibehalten, andere, obwohl durch das Bad der Taufe geläutert, sind so sehr in den Irrtum der Apostasie zurückgefallen, daß an ihnen die Lästerung noch abscheulicher erscheint, als an denen, welche nicht durch die Taufe die Wiedergeburt erlangt haben." Darauf beschwor Recceswinth die Versammlung, daß sie ohne Begünstigung und Ansehen der Person einen Gott und dem Glauben wohlgefälligen Beschluß gegen die Juden beiderlei Gattung fassen möchten.

Die Väter des Konzils faßten indes keine neuen Beschlüsse inbetreff der Juden, sondern erneuerten die alten des vierten Konzils unter Sisenand, daß die getauften Juden im Christentum verharren müßten, den ungetauften dagegen sollte keinerlei Zwang auferlegt werden. Den letzteren wurde nur das Recht des Sklavenbesitzes und der Amtsbekleidung genommen, die ersteren aber traf die ganze Strenge der Sisenandschen Gesetze: Losreißen vom Judentume, Zwang zur Uebung der Kirchenriten und noch dazu Unzulässigkeit zum Zeugnisablegen. Die Konvertiten sahen sich zum zweitenmale gezwungen, die Beteuerung ihrer Anhänglichkeit an die Kirche durch einen Revers kundzugeben, und sie thaten es mit schwerem Herzen (18. Februar 654). Sehen wir uns den Inhalt des für Recceswinth ausgestellten placitum Judaeorum genauer an, weil es für unser Thema von gewichtiger Beweiskraft sein dürfte. Die Konvertiten der Stadt Toledo schreiben: „Unserem durchlauchtigsten und gnädigsten Herrn und König wünschen wir, sämtliche Hebräer der Stadt Toletum, die wir unten unterschreiben oder Zeichen machen werden, Heil. Wir haben zwar schon unter Chintila in einem placitum versprochen, im katholischen Glauben zu verharren, aber unser Unglaube und der angestammte Irrtum unserer Vorfahren haben uns gehindert, Christus als unseren Herrn zu verehren und den katholischen Glauben aufrichtig zu bewahren." Von nun ab aber versprachen sie für ihre Frauen und ihre Kinder freiwillig, „daß sie sich nicht mehr mit den alten Riten und den jüdischen Gebräuchen befassen werden. Sie wollen nicht mehr mit ungetauften Juden verdammenswerten Umgang pflegen, nicht mehr in Blutschande bis zum siebenten Grade der Verwandtschaft heiraten, nicht mehr jüdische Frauen heimführen, sich nicht mehr beschneiden, nicht mehr Passah, Sabbat und andere jüdische Feste feiern, nicht mehr die Speisegesetze beobachten, überhaupt nicht mehr, was die Satzung der Juden und die abscheuliche Gewohnheit vorschreibt, üben, sondern mit aufrichtiger Hingebung gemäß den Evangelien und der apostolischen Tradition glauben und bekennen. Sie wollen die christlichen Riten ohne List und Schein beobachten. Da sie aber den Ekel vor Schweinefleisch nicht überwinden können, so seien sie zwar nicht imstande, zu versprechen, dasselbe zu genießen, aber was damit gekocht ist, wollen sie ohne Scheu und Entsetzen verzehren. Sie versprachen endlich, daß derjenige unter ihnen, der sich eine Uebertretung zu schulden kommen lassen werde, solle von ihnen selbst oder ihren Söhnen durch Feuer oder Steinigung getötet werden. Es sei denn, daß der König ihm das Leben aus Gnade schenkt, dann soll der Uebertreter vom König als Sklave betrachtet und verkauft werden dürfen, und dieses nicht allein aus königlicher Machtvollkommenheit, sondern laut des im placitum niedergelegten Versprechens (ex huius placiti sponsione)." Wir werden auf dieses wunderliche, gezwungen freiwillige placitum doch zurückkommen müssen. (Ein Schlußkapitel folgt.)

Das Ghetto in Fez.*)

Von Elsa von Schabelsky.

(Nachdruck verboten.)

Fez, den 15. Rabi el awwal (5. September).

Der Mellah (das Ghetto) liegt sehr weit von dem Hause, wo ich wohne. Wir müssen erst Fez-Bali und Fez-Djdid durchqueren, bevor wir zu den Thoren der jüdischen Stadt gelangen. Der Mellah ist von hohen Mauern umgeben, wie die beiden andern Hauptstadtteile der marokkanischen Residenz, und von den mohamedanischen Vierteln durch große, freie Wiesenstrecken getrennt. Auf diesen unbebauten Flächen pflegen nun die Bewohner der Judenstadt, wie auch die Mohammedaner in aller Seelenruhe den ganzen Unrat aus ihren Wohnungen abzuladen. Unter diesem Unrat befinden sich zuweilen auch tote Esel und Kameele. Das geniert niemanden. Die Kadaver werden einfach hingeworfen. Schakale und Hunde, Raubvögel und Ratten werden das Fleisch bald genug abputzen, und das übrige besorgt die gütige Sonne, die in zwölf Stunden ein frisch geschlachtetes Rind ungenießbar macht.

Im Innern des „Mellah" sieht man zunächst nichts besonderes. Dieselben engen, schmutzigen Gassen, dieselben weißgetünchten, hohen, fensterlosen Mauern, dieselben flachen Dächer wie in den andern Teilen der Stadt, — nur noch enger, dunkler, luftloser und schmutziger. Man fühlt auf Schritt und Tritt, daß eine zu dichte Bevölkerung hinter den Ringmauern erstickt und vergeblich nach Luft und Sonne strebt. Doch wenn die Straßen und Häuser nicht anders sind als in Fez-Bali, so sieht die Bevölkerung des Mellah umso auffallender „anders" aus. Die Männer tragen keine so vornehm wirkenden „Burnusse" mehr, sondern glatte, enge Kaftans aus dunklen, meist schwarzen Stoffen. Dazu weiße Strümpfe und schwarze „Babuschen". Gelbe Pantoffeln dürfen ja nur die Kinder des Islam tragen. Auf den Köpfen haben die Juden kleine, runde, schwarze Käppchen, die der Form nach den Cerevis der deutschen Studenten nicht unähnlich sind. Alles das sehr schmutzig und ärmlich. Selbst die reichsten Juden vermeiden es, auf der Straße sich anständig anzuziehen, um den Neid und die Gewaltthätigkeit der Mauren nicht zu reizen. Auch Frauen sieht man in den Straßen — unverschleierte Frauen, die mit bunten Tüchern auf dem Kopfe von einer Schwelle zur anderen mit kreischender Kopfstimme laute Gespräche führen. Aber o weh! — sollen das die „schönen Jüdinnen" von Fez sein, von denen man mir schon in Tanger soviel erzählt hat? — Das sind ja lauter alte, welke Gesichter, die sich uns zeigen.

„Giebt es denn gar keine junge Frau im Mellah?" fragte ich meinen Führer. Der lächelt verschmitzt und antwortet: „Warten Sie nur, Senora!"

Auffallend ist die Zahl der Kinder. Soviel Kinder auf einmal habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Unsere Maultiere können kaum die Füße stellen, ohne auf ein Beinchen oder ein Händchen zu treten. Das wimmelnde kleine Volk kriecht und springt äußerst munter in dem Staub herum, ohne sich im geringsten vor den Reisenden zu fürchten. Mägdlein und Buben sind halb nackt und sehen so eigenartig aus mit ihren rabenschwarzen Lockenköpfen und den großen, pechschwarzen Aeuglein, daß sie einen zum Malen reizen könnten.

„Wie seltsam, daß diese bildschönen Kindchen so ohne Uebergang zu alten Weibern werden!" wende ich mich abermals zu meinem Führer. Und abermals antwortet er: „Warten Sie nur — wir sind gleich da, und da werden Sie schon sehen, Senora." —

Wir biegen noch um eine Ecke, drängen uns vorsichtig an einem „Silo" vorbei (so nennt man hier die unterirdischen Gänge, in denen man zu Kriegs- oder Hungerszeit Getreide verbirgt), dessen Eingang ganz gemütlich und ohne jedes Warnungszeichen auf die offne Straße mündet und den ahnungslosen Vorbeigehenden freundlich zum Hineinfallen und Knochenbrechen einladet — und machen vor einem alten, steinernen Thore plötzlich Halt. Nun steigen wir ab und binden unsere Tiere an eine Eisenstange, die am Thore befestigt ist. Eine Art dunkler Gallerie öffnet sich vor uns. Wir machen etwa zwanzig Schritte und stolpern über den Anfang einer schmalen Treppe, die in die Tiefe führt. Keine Spur eines schützenden Gitters ist an der vollständig dunklen Oeffnung zu bemerken. Doch unser alter Führer scheint den Weg genau zu kennen. Er packt mich bei der Hand und schleppt mich mit sich fort durch die Dunkelheit — wohl hundert Stufen hinab — dann durch lange, ebenso dunkle Korridors, die an endlose Kellergewölbe erinnern und nur durch wenige schwach glitzernde Laternen beleuchtet sind. Schon wurde mir die eigenartige Wanderung etwas zu lang und ich begann mich zu fragen, ob es denn doch nicht etwas unvorsichtig war, in diesem Lande allein mit einem fremden Manne mich in ein solches Rabennest zu wagen, da drang plötzlich helles Licht bis zu uns und ein Gemurmel vieler leiser Stimmen. Die Laute wurden deutlicher — das Licht immer heller. Noch einige Schritte und wir stehen vor einem zweiten eisernen Thor, — einem wahren Kunstwerk der Schmiedeeisenarbeit. Ich sah ein Eisengewebe so fein wie die feinste Spitze, durch das ein rötlicher Schein vieler hundert Kerzen drang, und der Gesang eines prachtvollen Chores, der eine seltsam feierliche Melodie in geheimnisvoller Sprache vortrug. Wir waren in der berühmten unterirdischen Synagoge von Fez, die mir unser Führer erst nach vielem Bitten zu zeigen versprochen hat, und auch das nur unter der Bedingung, daß ich für diesen Besuch einen Tag auswählen soll, an dem meine Reisegenossen auf der Jagd sein werden. Ich begriff diese Vorsicht erst später — und dann gab ich ihm beinahe recht — denn man soll leichtsinnigen jungen Christen keine schönen Jüdinnen zeigen — namentlich in Fez nicht.

Ich vermag den Eindruck gar nicht zu schildern, den ich empfing, als das Gitterthor sich nach einem langen Parlamentieren meines Führers öffnete. Es war wiederum ein Bild von seltsamem Reiz, von märchenhaftem Charakter vor meinen Augen. Man denke sich ein riesengroßes Gewölbe, das sehr wohl ein paar Tausend Menschen fassen könnte. Die Wände sind mit bunten Marmorplatten bedeckt und die mächtigen Pfeiler aus dunklen Granitblöcken gehauen. Geradezu

*) Unter dem Titel „Harem und Moschee" erscheint demnächst im Verlage von Siegfried Cronbach, Berlin W., ein Buch, enthaltend Reiseerinnerungen der Verfasserin. Aus den uns von der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellten Aushängebogen geben wir das 13. Kapitel im Auszuge wieder. Red.

überwältigend wirkt aber die Beleuchtung. Zahllose Flammen blitzten aus tausenden von Lampen, Ampeln, Laternen, Kandelabern, Leuchtern, die alle in schwerstem Gold glänzen und mit den kostbarsten Steinen, mit der kunstvollsten Juwelierarbeit verziert sind. Gegenüber dem Thore, an dem wir stehen, erheben sich, wie große Goldbäume, zwei mächtige Kandelaber mit je sieben Armen, auf jedem Arm eine große Schale, in der irgend eine mir unbekannte Substanz in hellen Flammen brennt. „Das sind die Leuchter aus dem Tempel Salomos," belehrt mich flüsternd mein Begleiter mit sichtbarem Stolze. „Sie wurden durch Engel gerettet während der Zerstörung des Jerusalemer Tempels und nach Fez herübergebracht."

Der mächtige Raum ist dicht gefüllt. Rechts die Männer, links die Weiber. Da wir an der Schwelle bleiben — als „Ungläubige" durfte ich nicht weiter hinein — so kann mein Begleiter neben mir stehen, aber ich bemerkte trotzdem, daß uns einige mißbilligende Blicke treffen.

Ich sehe mir die Versammlung an. Darum also haben wir auf den Straßen gar keine jungen Frauen, keine anständig gekleideten Männer erblicken können. Es ist eben Freitag Abend und alle Welt ist in die Synagoge geeilt und hat zu diesem Besuch die schönsten Kleider angelegt. Man wird ordentlich geblendet von diesem Glanz und namentlich von dieser Buntheit. Die langen, eng anschließenden Kaftans der Männer sind aus kostbarsten Goldbrokaten, aus schwerster Seide in den schönsten Lichtfarben. Die Frauen gleichen einem wandelnden Bijouterieladen. Sie haben das alte Nationalkostüm aus der Zeit Salomos fast unverändert bewahrt und tragen ziemlich breite Röcke aus kostbaren Seiden- oder Sammetstoffen, die vorn, etwas an der Seite, mit Gold und Perlen reich gestickt sind; dazu weite Untergewänder aus Silbergaze, mit langen, breiten Aermeln, die den Arm vollständig sichtbar lassen, und kurze, ärmellose Ueberjäckchen, — eine Art Figarojacken — deren Stoff unter den kostbarsten Stickereien ganz verschwindet. Breite, bunte Seiden- oder Goldgaze-Schärpen dienen als Gürtel und auf dem Kopfe werden kleine Käppchen aus Goldfiligran mit reichem Steinschmuck getragen. Lange Reihen von Goldmünzen fallen von diesem Käppchen herunter auf die Stirn und das offene Haar der Mädchen, das mit Perlenketten reich durchflochten ist. Das Haar der verheirateten Frauen ist durch Schleier ganz verdeckt, aber Frauen und Mädchen tragen gleich riesige Goldreifen in den Ohren und schmücken Brust, Arme und Finger mit Perlenreihen, Goldmünzen, Ketten, schweren Armspangen und großen Ringen. Selbst auf den Füßchen tragen sie Sandalen aus hellem Leder, das unter Gold- und Perlenstickerei kaum hervorschimmert. Und dabei sind diese Frauen wirklich schön — so schön, daß ich an die schöne Sulamith denken muß; — so schön, daß ich über das seltsame Rassevorurteil erstaune, das den Mohammedanern verbietet, eine Jüdin zur Frau zu haben, oder vielmehr über den Glaubenseifer der Kinder des Islams, die diesem Verbote wirklich folgen. Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit der beiden im Grunde doch verwandten Gesichtstypen. Jüdinnen wie Araberinnen sind gleich weiß und haben gleich schwarze Augen und Haare. Doch der Teint der Jüdin ist ein wenig gelblicher und hat dabei die natürliche rosige Färbung behalten. Ihre Augen sind auffallend groß und mandelförmig geschnitten, die Lippen voller und das Gesicht länglicher als bei der Araberin. Man findet auch blonde Jüdinnen — während eine blonde Maurin noch nie dagewesen sein soll.*) Ich sah beim Verlassen der Synagoge ein paar rothaarige Mädchen an mir vorbeigehen, die geradezu blendend schön waren durch den Kontrast zwischen den schwarzen Augen und den goldglänzenden Haarwellen. —

Merkwürdig andächtig lauscht die tausendköpfige Menge dem Gottesdienst. Dabei wird in der alttestamentlichen hebräischen Sprache gesungen und gesprochen, die seltsam rührend tönt. Die schwermütigen Melodien klingen geheimnisvoll wie eine Sage aus uralter Zeit, und erwecken Erinnerungen an die unnachahmlich schönen Bilder des Buches der Bücher, an all die alte Poesie, die uns diese alte Sprache bewahrt hat — durch Gefahr und Tod, durch Zeit und Raum, trotz Feuer und Schwert und tausendjährige Verfolgung! . . .

Während der ganzen Dauer des ziemlich langen Gottesdienstes halten die schönen Sulamith ihre Feueraugen andächtig zu Boden gesenkt, viele hatten sogar große weiße Gazeschleier über die Gesichter geworfen. Als aber die religiösen Zeremonien vorbei waren und die Anwesenden sich zum Ausgang wandten, da wurden zärtliche Blicke ausgetauscht und ich konnte manches Pärchen bemerken, das sich absonderte und in den Abzweigungen der Gänge verschwand.

Ein Verwandter unseres Führers erwartete uns zum five o'clock tea — wie man in Europa sagen würde. Man wundere sich nicht darüber. Unser Isaak Bosoguar ist ein sehr vornehmer Herr, der in gerader Linie von irgend einem alttestamentlichen Fürsten abstammt, einem „Johanan aus Rama" — der Geburtsstadt König Davids, wenn ich nicht irre. Man hört hier im Mellah die altvertrauten biblischen Namen auf Schritt und Tritt, und das berührt einen ganz seltsam anheimelnd, als ob man plötzlich unter ein verwandtes Volk versetzt würde aus dem fremdenfeindlichen Lande des Islams. Die Gemeinsamkeit der Bibel bildet ein merkwürdig starkes Band in einem Lande, wo Christen gleich Juden verachtet und gehaßt sind. Es ist ja schon beinahe eine Glaubensgemeinsamkeit, wenn man dieselbe Vergangenheit liebt und ehrt. Ich fühlte das aus dem herzlichen Empfange heraus, den mir die ausgedehnte Verwandtschaft unseres alten Führers bereitete. Der Vetter, der uns erwartete, erinnert in seiner Erscheinung an das Bild des alten Abraham in Gustav Dorés Bibel. Seine Frau Sarai, seine Töchter Thamar und Dina, seine kleine Schwiegertochter Rachel thaten so freudig erregt, als ob mein Besuch das größte Glück ihres Lebens wäre. Das gastliche Haus des alten Juden ist genau nach arabischer Art eingerichtet und mit großem Luxus ausgestattet. Ich nenne den Namen des Wirtes nicht, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Das allein verbietet mir, den lieben, gastfreien Menschen öffentlich zu danken — wie ich es in meinem Herzen thue — denn was Gastfreundschaft in Marokko heißt, was sie wert ist, kann nur der beurteilen, der durch diese unwirtlichen, öden, feindlichen Gegenden gereist ist. (Schluß folgt.)

*) Eine Ausnahme bilden nur die sogenannten Riffkabylen, ein Stamm an der Nordküste Marokkos, den die Ethnographen vielfach für Nachkommen der Vandalen halten.

* **Erster Hader.** Kain und Abel teilten unter sich die Erde, ersterer nahm alle liegende, letzterer die bewegliche Habe. Da verfolgte Kain seinen Bruder und wo dieser wandelte, verjagte ihn jener, denn er wollte ihm keinen Fußbreit Boden gönnen und zuletzt erschlug er ihn. Darum war auch seine Strafe so gerecht: unstät und flüchtig mußte er herumirren und keine Scholle war mehr sein eigen. (Midrasch Rabba.)

* **Unsere Sachverständigen.** Ein Rabbinatskandidat hält eine Probepredigt vor versammelter Gemeinde nebst ihrer Vertretung und spricht gelehrt und philosophisch. Auf dem Wege aus der Synagoge wird ein Gemeindevertreter von einem Freunde, der das Gotteshaus nicht hatte besuchen können, gefragt, wie der Kandidat gepredigt habe. „Sehr schön, sehr fein." — „„Wovon hat er denn gesprochen?"" — „Wer verstehts?" erwidert der Kritiker.

Epigramme und Anderes.

Von Wilhelm Ruhemann.

Edelsinn.

Wer Feindes Wert stets neidlos ehrt,
Ist wert, daß man ihn selber ehrt!

* * *

Vanus.

Vanus giebt mit vollen Händen,
Rühmt man ihn und seine Spenden;
Ob er sich auch edel zeigt,
Wenn den Namen man verschweigt?

* * *

Auf einen Geizhals.

Der alte Knicker gab mir eine Lehre heute:
„Die Kunst, ganz sicher und unfehlbar reich zu werden!"
Er gab? Dann ist er zweifellos des Wahnsinns Beute!
Er gab? Es naht sein Ende sicher nun auf Erden!

Hier und dort.

n. **Berlin,** 19. April. Der hiesige Brüder-Verein zu gegenseitiger Unterstützung, der sich seit nunmehr 82 Jahren der Ausübung wahrer Humanität widmet und in der Bethätigung echter Bruderliebe an hervorragender Stelle steht, hielt am 21. März seine diesjährige ordentliche General-Versammlung ab. Trotz der im vergangenen Jahre an seine bedürftigen Mitglieder gezahlten Unterstützungen in der ansehnlichen Höhe von ca. 43,000 Mark, war dennoch des Vorstand angesichts der günstigen finanziellen Situation des Vereins in der Lage der General-Versammlung einen Antrag zu unterbreiten, der eine Erweiterung seiner segensreichen Wirksamkeit bezweckt. Nach den Satzungen war es nämlich dem Verein bisher nur möglich, solchen hinterbliebenen Kindern verstorbener Mitglieder seine Fürsorge angedeihen zu lassen, welche das 18. Lebensjahr noch nicht erreicht hatten. Jetzt nun sollen auf einen vom Vorstande gestellten, von der General-Versammlung einstimmig angenommenen Antrag die Statuten dahin ergänzt werden, daß auch Kindern verstorbener Mitglieder, welche das 18. Lebensjahr bereits überschritten haben, zu ihrem ferneren Fortkommen ansehnliche Unterstützungen gewährt werden können. Zu diesem Zweck soll aus dem Vermögens-Bestande des Vereins zunächst ein Fond in Höhe von 20 000 Mark zur Verfügung gestellt und alsdann diesem Fond alljährlich ein Betrag von 3000 Mark hinzugefügt werden. Hiermit ist der schönsten und edelsten Tugend, der Humanität, wiederum ein weites Feld eröffnet zur Ehre des Vereins und zum Segen seiner Mitglieder.

Berlin, 27. April. Die Vertretung der orthod. Separatgemeinde Adaß Jisroel hat im Einverständnisse mit Herrn Rabbiner Dr. J. Hildesheimer beschlossen, Herrn Dr. Ed. Biberfeld mit dem Amte eines Rabbinats-Assessors zu betrauen, dessen Aufgabe vorwiegend darin bestehen wird, sämtliche rituellen Institutionen zu beaufsichtigen und zu leiten, sowie religionsgesetzliche Anfragen in Vertretung des Rabbiners zu entscheiden.

* **Berlin,** 28. April. Das jüdische Mädchenstift, in der Münzstraße 25, das nunmehr seit 6 Jahren besteht, hat die gefährliche Periode der Kinderkrankheiten — denn auch Vereine haben solche Lebensalterskrankheiten durchzumachen — glücklich hinter sich. Mit sechs Zöglingen wurde die Anstalt eröffnet, jetzt werden fünfzehn und zwar unentgeltlich dort für ihren zukünftigen Beruf, für die Hauswirtschaft ausgebildet. Die Unterrichtsgegenstände erstrecken sich auf Wirtschaftskunde, Küche, Haushalt, aber auch für die geistige Ausbildung ist genügend gesorgt. Mit dem Stift ist ein billiger Mittagstisch für Frauen und Mädchen verbunden. Bis jetzt konnten sechszehn Zöglinge in verschiedenen Stellungen untergebracht werden. Aus dem soeben veröffentlichten Jahresbericht ergiebt sich, daß die Zahl der Mitglieder 450, die Jahresbeiträge 4733 Mark und das Gesamtvermögen 21,348 Mark beträgt. Im Hinblick auf den guten Zweck, dem dieses Mädchenstift dient, wäre eine regere Beteiligung und erhöhte Zuwendungen besonders erwünscht.

H. **Frankfurt a. O.,** 20. April. Eine erhebende Feier fand gestern im geschmackvoll dekorierten, von Zuhörern überfüllten Sitzungssaale der hiesigen Gemeinde statt. Es galt, aus Anlaß seiner 25jährigen Amtsthätigkeit Herrn Kantor Abraham eine Ehrung seitens der Gemeinde zuteil werden zu lassen. Nach einem Chorgesang und einem von einer jungen Dame gesprochenen Prologe hielt der Vorstandsvorsitzende, Herr Ad. Levin, eine Ansprache, in welcher er den Jubilar als Sänger und Lehrer, als Menschen und Bürger feierte. Nach hm sprach Rabb. Dr. Blumenthal in warmen Worten zu dem Freunde und Amtsgenossen über die Leiden und Freuden jüdischer Kultusämter. Nicht immer sei die Thätigkeit in der Gemeinde von Dank und Anerkennung begleitet; es kämen neben den schönen Stunden fruchtbarer Thätigkeit auch solche, in denen Gefühle der Bitterkeit über menschliche Undankbarkeit und Unduldsamkeit in das Herz einzuziehen im Begriff sind. Da müsse das Bewußtsein, nach besten Kräften seine Pflicht gethan zu haben, solche Gefühle bannen und zurückdrängen. Hierauf folgten Ansprachen seitens ehemaliger und gegenwärtiger Schüler, folgte die Ueberreichung von Ehrengaben, von der Gemeinde und dem Verehrerkreise des Jubilars gestiftet. In seiner Erwiderung dankte Herr Abraham für all die Liebe, Anerkennung und Nachsicht, die nicht blos an seinem Ehrentage, sondern während seiner ganzen 25jährigen Wirk-

samkeit in Frankfurt geworden, und gelobte, seine Kraft dem Dienste der Gemeinde zu weihen, solange es einer höheren Macht gefallen werde. Mit einem zweiten Chorgesange schloß die stimmungsvolle Feier.

J. **Sprottau**, 24. April. Auf dem hiesigen jüdischen Friedhofe befindet sich ein verfallenes Grab, das die Ueberreste eines jüdischen Helden aus den Befreiungskriegen 1813—1815 birgt und der es wohl verdient, in diesem geschätzten Blatte genannt zu werden. Die schon verwitterte Inschrift auf dem Grabdenkmal — sie soll nächstens erneuert werden — lautet wörtlich: „Hier ruhet David Salomonus der Familie Samuel in Glogau, Unteroffizier im 10. Schles. Regiment, machte die Feldzüge von 1813—1815 mit, erwarb sich in der Schlacht bei Leipzig durch seinen Mut und Tapferkeit das eiserne Kreuz und starb den 15. Juli 1855.“

⚒ **Hannover**, 24. April. Der neuste Sport, der Antisemitismus, gedeiht bekanntlich auf den akademischen Hochschulen in üppiger Weise. Als aber neulich zwei arische Jünglinge auf der hiesigen technischen Hochschule ihrer antisemitischen Gesinnung gegenüber zwei jüdischen Kommilitonen gar zu offen Ausdruck verliehen, wurden sie von diesen gefordert und auf den Mensuren von den Juden in jämmerlicher Weise verhauen. Vielleicht stellen die armen „Urteutonen“ aus diesem Anlaß demnächst auch hier den Antrag, die Juden für satisfaktionsunfähig zu erklären.

-s- **Hamburg**, 24. April. Das Kuratorium der Dr. Moriz Rappaport-Stiftung in Wien hat den Preis für die beste Schrift über den Einfluß Spinozas auf deutsche Dichter und Denker einer Arbeit zuerkannt, welche die Preisrichter einstimmig als des Preises würdig anerkannten. Verfasser der Arbeit ist, wie sich nach Eröffnung des Kouverts zeigte, Herr Dr. Max Grunwald, Prediger an der hiesigen Synagoge vor dem Dammthor.

⊙ **Köln**, 24. April. Die vorläufigen Angaben der Volkszählung, laut welchen hier 260 649 Katholiken, 52 326 Evangelische und 6859 Juden wohnen sollten, haben sich besonders in Bezug auf die letzteren als irrig erwiesen, denn nach den jetzigen genauesten Angaben leben in Köln neben 260 635 Katholiken und 52 321 Evangelischen 7950 Juden.

Frankfurt a. M., 27. April. Die Suppenanstalt für israelitische Arme (Theobaldstraße 1) versendet ihren 16. Jahresbericht. Sie verabreichte 1894/95 zusammen 45237 Portionen; versuchsweise wurden arme Kinder auch des nachmittags mit einer Tasse Milch oder Kaffee, je nach dem Alter, und einem Stück Brot versehen. Die Mitgliederbeiträge belaufen sich auf rund 6500 Mk., die Geschenke auf ebensoviel. Indes überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um 2000 Mk.

⚒ **Bad Nauheim**, 26. April. Die hier bestehende israelitische Kinderheilstätte verpflegte vom 5. Mai bis 18. September 1895 27 Knaben und 25 Mädchen. Sie erhielten in 1294 Verpflegungstagen 983 Bäder. Die Heilerfolge waren fast ausnahmslos günstig. Der Bau eines eigenen Hospitals ist der Verwirklichung nahe.

München, 24. April. Ueber die Wohlthätigkeitspflege der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde spricht sich ein soeben erschienener Bericht aus. Nach demselben betragen die Einnahmen der Wohlthätigkeitskasse 8985,23 Mk., die Ausgaben 5779,00 Mk., der Aktivrest 3206,22 Mk. Es folgt das Verzeichnis der direkt eingegangenen Spenden für die gemeindliche Wohlthätigkeitskasse im Jahre 1895 mit 1851,12 Mk., und sodann der Rechenschaftsbericht der israelitischen Waisenstiftung mit 12 569,66 Mk. Einnahmen und 5986,57 M. Ausgaben, also einem Aktivrest von 6583,09 Mk., welcher dem Stammfond einverleibt wurde, der am Schlusse des abgelaufenen Jahres 264 143,50 Mk. betrug.

Zabern, 26. April. Am 22. d. M. starb hier der allgemein geachtete und beliebte frühere Rabbiner der hiesigen jüdischen Gemeinde, Azerr Dreyfuß, im 83. Lebensjahr. Er hatte sich erst vor wenigen Wochen vom Amte zurückgezogen. Der Verstorbene hat fast ein halbes Jahrhundert hier gewirkt und war in jüdischen und nichtjüdischen Kreisen hochgeehrt. Ein ganz seltenes Familienglück wurde dem Dahingeschiedenen zuteil. Er durfte es erleben, daß sein Sohn zum Großrabbiner von Paris berufen wurde, während sein Schwiegersohn das Amt eines Rabbiners der portugiesischen Gemeinde in Paris bekleidet. Unter den vielen Trauerreden, die vorgestern im Hause, in der Synagoge und am offenen Grabe gehalten wurden, sei besonders die des Oberrabbiners Weil aus Straßburg erwähnt. Herr Dreyfuß war geboren in Osthofen, besuchte die Rabbinatsschule in Metz, versah dann mehrere Lehrerstellen, bis er dann hier das Rabbineramt übernahm. Bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum erhielt er den Kronenorden 4. Klasse, bei seinem Rücktritt wurde ihm der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen.

m. **Königsdorff-Jastrzemb**, 27. April. Die in dem altbewährten Soolbade Königsdorff-Jastrzemb im Jahre 1890 gegründete israelitische Kinderheilstätte soll nunmehr zum siebenten Male am 20. Mai d. J. eröffnet werden. Diese Anstalt, die bereits für viele kranke Kinder eine Quelle des Segens geworden, zeichnet sich besonders durch ihre hervorragende Gemeinnützigkeit aus. Nicht armen Kindern allein läßt die Anstalt ihre Wohlthaten zuteil werden, indem sie dieselben ganz unentgeltlich aufnimmt, ihre Segnungen erstrecken sich auch auf mehr oder weniger bemittelte Kinder, die gegen einen je nach den Verhältnissen bemessenen Satz Aufnahme finden. — Das humane Werk wird durch milde Beiträge erhalten und ist der Unterstützung edler Menschenfreunde würdig. — Nähere Auskunft ist der Vorsitzende der Anstalt Herr Rabbiner Dr. Wilhelm Münz in Gleiwitz zu erteilen gern bereit.

Glogau, 24. April. Gestern fand zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Vereins Haspokas Awelim (Tröstung der Trauernden) in der hiesigen Synagoge ein Festgottesdienst statt. Die Beteiligung seitens der Gemeindemitglieder war eine äußerst rege und die Festrede des Gemeinderabbiners Herrn Dr. Rippner (über Altjüdische Armenpflege) ungemein lehrreich. Der Verein übergiebt jeder Familie der hiesigen jüdischen Gemeinde bei einem eingetretenen Todesfall eine bestimmte Summe und eine verschlossene Büchse und überläßt es den Betreffenden, die Summe zu nehmen oder sie wieder in die Büchse zurückzulegen, so daß es vollständig unbekannt bleibt, ob die Spende zu eigenem Gebrauch benutzt worden ist oder nicht. — Man könnte wohl den Wunsch hegen, daß

auch in anderen Städten eine ähnliche Einrichtung getroffen werde.

✗ **Beuthen** O.-S., 26. April. Eine etwas abenteuerliche Geschichte wird von hier auswärtigen Blättern gemeldet. Vor etwa 20 Jahren war der Sohn einer hier lebenden katholischen Witwe, namens Harold in die Welt gezogen und seitdem verschollen. Dieser Tage klopft es an ihre Thür, und ein polnischer Jude tritt ein. Sie mustert ihn — eine Aehnlichkeit mit dem Verschollenen fällt ihr auf — einige schnelle Fragen — und in den Armen liegen sich Mutter und Sohn; denn dieser war es. In Rußland hatte er seinen Glauben gewechselt und kam nun angethan mit langem Kaftan zum erstenmal seit 20 Jahren zurück, um seine alte Mutter zu besuchen.

•• **Posen**, 28. April. Auf dem Grundstück des Fabrikanten Schöpe wurden beim Ausheben von Baugrund neulich Leichensteine mit hebräischen Inschriften gefunden. Sie lagen in geringer Tiefe. Jetzt hat man beim Abbruch des bisherigen Quergebäudes auf dem Hofe eine ganze Anzahl solcher Leichensteine in den Fundamenten dieses Gebäudes vorgefunden. Ein großer Stein ist aus dem Jahre 1739 datiert. Die Inschrift besagt, daß unter ihm der Gemeindevorsteher Mordachai (Marcus) begraben war. Ein kleinerer Stein wurde im Jahre 1780 einem Sohne des Rabbinatsassessors Mejer (Meyer) gesetzt. Vorzüglich erhalten ist ein großer Stein aus dem Jahre 1801, dem Andenken eines Hillmann Kalischer gewidmet. Vorläufig noch nicht näher zu bestimmen sind ein mächtiger Marmorblock mit riesigen Buchstaben, der einer Frau gestiftet war, und ein Steinfragment, das nach der Schriftform in die Zeit von 1750—80 fallen dürfte. Diese Funde werden dem Provinzialmuseum überwiesen. Die Entzifferung der Inschriften erfolgte durch Herrn Rabbiner Dr. Bloch. Bekanntlich befand sich in der Gegend der heutigen Theater- und Friedrichstraße der alte jüdische Friedhof, der im 13. Jahrhundert angelegt und im Jahre 1803 geschlossen ward. Da das Terrain fortan bebaut werden sollte, wurden die Gebeine ausgegraben und auf den neuen jüdischen Friedhof übergeführt. Eine Anzahl Steine blieb offenbar als herrenlos zurück, und so erklärt sich deren Verwendung bei der Fundamentierung des erwähnten Gebäudes. An der großen Längswand des Nachbarhauses (nach dem Wilhelmsplatz zu) ist übrigens noch deutlich die Stelle zu erkennen, an der die Leichenhalle und (daneben) die Leichenwaschkammer des alten Friedhofs gestanden haben.

✤ **Zempelburg**, 27. April. Eine beachtenswerte Aenderung in unserem Schulleben ist zu registrieren. Die hiesigen Schulen waren bisher konfessionell. Mit dem Beginn des neuen Schuljahres sind die jüdischen mit den evangelischen Schulklassen verschmolzen und die beiden jüdischen Lehrer an dem neuen Schulkörper angestellt worden.

✗ **Lemberg**, 24. April. Vor einigen Tagen wurden wir durch die Nachricht überrascht, daß der Abg. Dr. Byk seine Ehrenstelle als Vizepräses der hiesigen Kultusgemeinde niedergelegt habe. Bald darauf waren zahlreiche Gerüchte im Umlauf, die diesen Entschluß mit verschiedenen Vorkommnissen in Kombination brachten. Offiziell hieß es, daß weil Dr. Byk gelegentlich der letzten Gemeinderatswahlen von der Mehrzahl der jüdischen Wähler in den Wahllisten gestrichen wurde, er sich des Vertrauens derselben nicht sicher fühle. Die orthodoxen Wähler schreiben nämlich dem Herrn Abgeordneten die Urheberschaft des so mißliebig aufgenommenen Gemeindestatutes zu, und entzogen ihm deshalb zum großen Teile die Stimmen. Mittlerweile ist es gelungen, Herrn Dr. Byk zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen.

β **Pest**, 24. April. In Ungarn giebt es eine Ortsgemeinde, die auf der Karte unter dem für manches Ohr nicht sonderlich wohlklingenden Namen „Zsidó“ zu finden ist. Unter den Bewohnern dieser Ortsgemeinde existieren möglicherweise auch einige Gesinnungsgenossen Luegers, deren zartbesaitete Gemüter bis in das Innerste ihrer gläubigen Seele gekränkt sind, wenn sie infolge des ominösen Namens, mit dem der Zufall ihren Heimatsort beschenkte, mit den Mitgliedern einer „israelitischen Kultusgemeinde“ verwechselt werden. So heißt es wörtlich in dem Gesuch, mit welchem die im Waitzner obern Bezirk gelegene Gemeinde „Zsidó“ an den hiesigen Komitats-Munizipalausschuß das Ansuchen stellte, derselbe möge gestatten, daß dieser semitische Name gegen einen arischen umgetauscht werde. Der Referent hob hervor, daß dieser Ort eine der bedeutsamsten historischen Merkwürdigkeiten des Komitates sei; man finde ihn schon im vierzehnten Jahrhundert verzeichnet und König Sigmund ließ dort eine Abtei erbauen; er bilde den Sitz eines der ältesten Zweige der gräflich Csákyschen Familie, die sich nach demselben „Csáky-Zsidói“ nannte. Mit Rücksicht hierauf beantragte der Referent, die Petenten seien einfach abzuweisen. Der Reichstags-Abgeordnete Nikolaus Földvary erklärte sich mit dem energischen Zurückweisen des gestellten Ansuchens vollkommen einverstanden. Von der Kongregation wurde das Ansuchen auch abschlägig beschieden.

↗ **Rom**, 24. April. In dem Kriegszuge wieder den Negus Menelik haben auch mehrere Glaubensbrüder wacker und tapfer mitgekämpft, von denen dann auch die meisten den Heldentod für König und Vaterland starben. Dagegen entrannen folgende jüdische Offiziere glücklich dem Tode und der Gefangenschaft: Oberstlieutenant Simon Supino vom 3. Infanterie-Bataillon, Hauptmann Guglielma Guastalla vom 6. Infanterie-Bataillon, die Artillerie-Lieutenants Ugo Luzzatti und Guiseppe Levi und der Lieutenant Giulio Levi vom 4. einheimischen Jäger-Bataillon.

✤ **Amsterdam**, 24. April. Oberrabbiner Dünner hat von einem hiesigen katholischen Priester, dem Beauftragten eines christlichen Kaufmanns, 10 000 Gulden für die jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten erhalten. Der Uebersender bemerkte, daß der Spender ungenannt zu bleiben wünsche, den Betrag aber sende als ein Zeichen seiner Hochachtung vor der Rechtschaffenheit der jüdischen Kaufleute, mit denen er viele Jahre hindurch in lebhaftem Handelsverkehr gestanden habe.

✗ **London**, 19. April. Herr Prof. Petrie hat über die letzten hochinteressanten Ergebnisse der Ausgrabungen in Fayum einen eingehenden Vortrag gehalten, in welchem er auch neu entdeckte Inschriften mitteilte, welche sich auf einen Krieg zwischen Egypten und Israel beziehen. Man hat eine große Steintafel gefunden, in der König Mereneptah von seinem Kriege in Syrien erzählt und dabei erwähnt, wie er das Volk Israel geplündert habe. Dem Anscheine nach bezieht sich diese

Inschrift auf das Nord-Palästina und ist ungefähr um das Jahr 1200 vor d. übl. Z. verfaßt worden. Diese Nachricht ist um so wichtiger, als sie die erste, völlig authentische und unanfechtbare Erwähnung der Juden in den egyptischen Denkmälern vorstellt. Die große Steintafel, welche diese Inschrift enthält, hat ihren Platz im Museum von Kairo gefunden, wo sie eines der wichtigsten egyptischen Dokumente zur Geschichte der Bibel vorstellt.

— Die Jewish Colonisation Association beabsichtigt, ihren Wirkungskreis zu erweitern, und hat in ihre Statuten einen neuen Paragraphen aufgenommen, welcher besagt, daß sie auch für andere Zwecke als die Gesellschaft bisher verfolgte (Ansiedelung russischer Juden in Argentinien) Geschenke und Legate entgegennehme. Die betreffenden Fonds werden nach den Bestimmungen der Spender verwandt werden, dürfen aber nur für philanthropische Zwecke zu Gunsten jüdischer Gemeinden oder einzelner Juden in Europa oder Amerika bestimmt sein.

St. Petersburg, 23. April. Ein ehemaliger armer Rabbinatskandidat ist gegenwärtig Hauptingenieur an der sibirischen Eisenbahn und leitet die Arbeiten dieses Schienenstranges, welcher Asien mit Europa verbinden soll. Der Name dieses bemerkenswerten Autodidakten ist J. B. Günzburg.

Y. **Petersburg**, 24. April. Aus den Kolonien in Argentinien werden dem „Woschod“ nicht sonderlich befriedigende Berichte gesandt. Die Kolonisten sind unzufrieden und die Administration versucht einen Druck auf die Unzufriedenen auszuüben, indem sie den Kolonisten Subsidien entzog, doch das goß noch mehr Oel ins Feuer. Die aus Rußland eingewanderten Kolonisten wenden sich an einflußreiche Personen in der verlassenen Heimat mit der Bitte um Hilfe resp. um Verwendung bei der russischen Regierung behufs Gewährung der Erlaubnis zur Rückkehr.

St. **New-York**, 10. April. Die Predigt in Amerika hat, das ist auch drüben bekannt, eine sonderbare Gestalt angenommen. Weil ihnen Tagesfragen geläufiger sind als Religionsfragen, giebt es für die Verkünder des Gotteswortes keine Frage, die sie der Behandlung auf den Brettern, die eine Kanzel bedeuten, für unwert hielten. Im Tempel Emanuel hielt vor ein paar Tagen Dr. Silverman eine Predigt, deren Ankündigung eine frappante Aehnlichkeit hatte mit den Anzeigen berüchtigter Schmieren-Theater. Das Thema lautete nämlich: „Haben wir noch eine Religion?“ oder: „Prediger und Plagiatentum.“ Dieses Thema hat eine kleine Vorgeschichte. Ein evangelischer Geistlicher, Rev. Dr. Morgan, hielt am christlichen Osterfeiertage eine Predigt, die er — diese Krankheit soll international und interkonfessionell sein! — der Homiliensammlung seines gleichfalls christlichen Kollegen Dr. Putnam entlehnt hat. Ein dritter christlicher Geistlicher, Dr. Lee, hat freundnachbarlich und kollegialisch die Sache an die Oeffentlichkeit gebracht. Die Angelegenheit wurde viel besprochen, und weil sie viel besprochen wurde, gehörte sie auf die Kanzel — der Emanuel-Gemeinde. Rabbi Silverman nahm sich des Pfarrers Morgan liebreich an und donnerte wider den „geistlichen Detektiven“, den Kanzelspitzel Lee mit den Worten eines gewissen Propheten Jesajas. Pfarrer Lee war natürlich nicht anwesend, aber der Senior-Rabbi der Gemeinde Dr. Gottheil war da und hörte aufmerksam zu. Als Dr. Silverman den Namen Dr. Morgans nannte, rückte der an dem Althergebrachten noch hangende greise Prediger unruhig auf seinem Stuhle hin und her. Als dann aber Dr. Silverman gar versuchte, Dr. Morgan zu entschuldigen, da hatte die Geduld des greisen Herrn ein Ende. Er wurde kreidebleich, erhob sich von seinem Sitz und verließ raschen Schrittes den Tempel. Nach dem Gottesdienste kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen den beiden Predigern, deren Folgen unabsehbar sind. Wir möchten Herrn Dr. Silverman raten, seinem Freunde Morgan nachzuahmen, d. h. lieber gute Reden zu entlehnen, als minder gute zu schreiben. Dann wäre beiden geholfen: dem Hirten und der Herde.

---

* **Aus den Gemeinden.** Vakanzen: Freienwalde i. P. Sof. oder zum 10. 6. Rl. K. Sch. Fix. 700, Nbk. über 600 Mk. u. fr. Wohn. Reisek. 15 Mk. Meld. an Marcus Dobrin. — Hillesheim (Rheinhess.). Sof. unverheir. Rl. K. Fix. 600 Mk., fr. Wohn. und Heiz. Meld an Moritz Hirsch. — Königsberg (N.-M.). Bald. Rl. K. Sch. Fix. 1200 Mk., für Schacharis am ר"ה 120 Mk. und Nbk. — Frankfurt (Oder). Bald. od. 1. 7. sem. u. musik. geb. 2. Kant. Fix. vorl. 1800 Mk. Reisek. d. Gew. — Dt. Eylau. Zum 1. 10. gepr. Rl. K. Sch. Fix. 1000, Nbk. 600 Mk. Reisek. d. Gew. Meld. an J. Grünbaum. — Meschede (Westf.). Sof. unverh. Rl. K. Fix. 800 Mk. u. fr. Wohn. Meld. an M. Neuhoff. — Czarnikau. Sof. Gem.-Diener, der auch K. u. Sch. ist. Fix. 1000, Nbk. 200 Mk. u. fr. Wohn.

Aus dem Leserkreise.

* **Deutsche Lehrerversammlung Hamburg 1896.** An die Kollegen im Deutschen Reiche! In der Pfingstwoche findet in unserem schönen Hamburg die deutsche Lehrerversammlung statt. Auch mancher jüdische Lehrer wird alsdann hier weilen, um sich in gemeinsamer Arbeit mit den übrigen Kollegen zu stärken zu neuem Wirken und Schaffen in Schule und Gemeinde. Es wird ihm auch Bedürfnis sein, sich mit seinen Spezialkollegen über Fragen zu unterhalten, die die jüdische Schule betreffen.

Um den Kollegen Gelegenheit zu geben, sich kennen zu lernen und sich auszusprechen, hat der Verein „Mendelssohn“ beschlossen, am Nachmittage des 26. Mai zur Zeit des offiziellen Festmahls die Kollegen um sich zu sammeln. Jeder der zur Versammlung kommenden Kollegen ist dem Verein herzlich willkommen und wird gebeten, seine Teilnahme an dieser Zusammenkunft, sowie an dem sich anschließenden Mittagessen dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn Mittelschullehrer Jos. Feiner in Hamburg, Grindelberg 5, bis spätestens 15. Mai zu melden. Mit kollegialem Gruße: Der Vorstand des Lehrervereins „Mendelssohn.“

* **„Litteratur“-Vereine.** Sehr geehrter Herr Redakteur! Schreiber dieses gehört zu den Stillen im Lande und hat nicht das Bedürfnis, seinen Namen gedruckt zu lesen. Sie wollen es ihm daher nicht übel deuten, wenn er diese Zeilen an Sie anonym richtet*).

*) Da wir die Handschrift des gelehrten Herrn Einsenders kennen, ist das Schreiben für uns nicht anonym, weshalb wir es zum Abdruck bringen. Red.

Was mir heute die Feder in die Hand drückt, sind einige Worte des Dankes und der Anerkennung für Herrn Dr. Bernfeld, die ich ihm bei genauer Kenntnis seiner Adresse auch direkt zugehen lassen würde. Da ich nun einmal den Umweg durch Ihre Redaktionsstube einschlage, so überlasse ich es Ihnen auch, ob Sie nicht ebenfalls auf dem Umwege durch die Spalten Ihres gesch. Blattes Herrn Dr. Bernfeld von dem Inhalte nachstehender Ausführungen Kenntnis geben wollen.

Mit seiner Kritik unserer „Litteratur"-Vereine hat Herr Dr. Bernfeld in ein Wespennest gestochen, aber er hat diesmal auch richtig ins Nest getroffen! Ich bitte ihn, sich durch das Geschrei einiger Nestlinge nicht irre machen zu lassen. Schon vor 15 Jahren besuchte ich an den Winterabenden jüdische Vorträge und Vorlesungen. Aber wie tief ist seitdem ihr Niveau gesunken! Die Schuld trifft die Litteratur-Vereine oder wenigstens ihre Leiter. Sie leisten der After-Wissenschaft und den unsoliden Machern und Strebern Vorschub. Gewisse Redner, die sich in solchen Vereinen vernehmen lassen, und die mit ihrem auswendig gelernten, notdürftig zusammengeleimten Vorträgchen von Verein zu Verein wandern, diskreditieren die Wissenschaft des Judentums, diskreditieren das Judentum. Die Kritik des enttäuschten Publikums bleibt nicht aus, wird nirgends ausbleiben, und dann ist das Judentum um eine Chance ärmer, um die Chance, durch das Wort eines belehrenden Vortrags zu wirken. Da spricht man einem Indifferenten viel vom Judentum, von der jüdischen Litteratur und ihren Schätzen; es gelingt, sein Interesse zu gewinnen und ihn für den „Verein" oder den Vereinsabend zu „keilen". Er kommt und hört — wen? — was? Und das Ende? Er kommt nicht wieder, und weiß es jetzt sehr genau, wie er sagt, daß es mit dem Judentum, der jüdischen Litteratur nichts ist. Die Sache ist diskreditiert! Aber auch hiervon abgesehen, ist das Unsolide, Unrechte, Oberflächliche, das sich in den jüdischen Litteratur-Vereinen breit macht, zu verpönen!

Herr Dr. Bernfeld, der aus Anlaß des von Herrn Gallandt gehaltenen Vortrags über das Wesen oder Unwesen dieser Vereine das kritische Wort gesprochen, verdient den Dank aller, die sich von der Flachheit und dem Phrasentum oben gezeichneter Vorträge angewidert fühlen; er hat vielen aus der Seele gesprochen!

Wenn die Herren, die in der vorletzt. Nummer Ihres gesch. Blattes sich gegen Herrn Dr. Bernfeld wenden, die Frage erörtern, ob das Urteil desselben über den Königsberger Vortrag gerecht und billig sei, so mißverstehen sie Dr. Bernfeld oder sie suchen von dem springenden Punkt abzulenken. Nicht darum dreht es sich, ob Herr Gallandt Manasse ben Israel zutreffend charakterisiert hat oder nicht, sondern um die Oberflächlichkeit, sachliche Unkenntnis, die in solchen Vorträgen zutage tritt, und die durch die Litteratur-Vereine gewissermaßen großgezogen wird. Solche Vorträge schlagen allen Kennern der jüdischen Wissenschaft ins Gesicht und sprechen aller gediegenen und echten Wissenschaft Hohn!

Frankfurt a. M., 19. April 1896.

* **Lindenbäume vor der Synagoge.** Die Beantwortung in Sachen der Lindenbäume durch Dr. Achkanaze ist nicht richtig. Die allseitig anerkannte Ursache des Nichtpflanzens ist vielmehr חקת הגוי. Es wurden von jeher Lindenbäume auf christlichen Kirchhöfen gepflanzt, die sämtlich an der Kirche lagen, so daß es kaum eine alte Kirche giebt, um welche nicht Lindenbäume stehen. Um eine Synagoge von einer Kirche zu unterscheiden, ist das Anpflanzen von Lindenbäumen neben einem jüdischen Gotteshause untersagt worden. (Liegt nicht das biblische Verbot: „Lo sitta lecha aschera" näher? Red.)

Rabb. J. Gugenheim, Saar-Union (Elsaß).

* **Verein israelitischer Lehrer von Rheinland und Westfalen.** Einladung zur Jahreskonferenz — zugleich Generalversammlung der Unterstützungskasse — zu Elberfeld im großen Saale der Gesellschaft Parlament, Harmoniestr. am 24. und 25. Mai d. J. (Erster Sitzungstag nachmittags $2\frac{1}{2}$ Uhr.) Tagesordnung: 1. Kassenbericht. (Ref. der Vorsitzende.) 2. Aenderung der Statuten. 3. Vortrag: Anwendung der wissenschaftlichen Pädagogik auf den israelitischen Religionsunterricht. (Ref. Hauptlehrer Andorn-Crefeld.) 4. Bericht über den gegründeten Verband der jüdischen Lehrervereine. (Ref. Prediger Liepmannsohn-Minden.) 5. Nachwahl eines stellvertretenden Vorstandsmitgliedes. 6. Bericht der Kommission zur Herbeiführung einer gesicherteren Stellung der jüdischen Lehrer. (Ref. Hauptlehrer Laubheim-Bochum.) 7. Freie Besprechungen. Am Abend des 1. Konferenztages findet ein gemeinschaftliches Essen, zu $1\frac{1}{2}$ Mk. das Gedeck, statt. Anmeldungen hierzu sind bis zum 20. Mai an den Herrn Kollegen Wetzstein in Elberfeld zu richten. Auch für preiswürdiges Logis wird gesorgt. — Zu dieser Konferenz sind auch Nichtmitglieder, überhaupt alle Freunde unseres Vereins und seiner Bestrebungen willkommen.

Essen, 17. April 1896.

Der Vorstand
des Vereins israel. Lehrer von Rheinland u. Westfalen.
Graf, Vorsitzender.

* **Schulchan-Aruch-Uebersetzung.** Sehr geehrter Herr Redakteur! In der Magdeburger Zeitung lese ich folgende Annonce: Schulchan Aruch, übersetzt von X. C. F. Löwe, Verlag der Mechitaristen-Druckerei Wien VII, Mechitaristen-Gasse 4. In Wien, der Hochburg des österreichischen Antisemitismus, der dort vom Klerikalismus gehegt und gepflegt wird, im Beichtstuhl sowohl wie auf der Kanzel, ist eine Uebersetzung des Schulchan Aruch jedenfalls eine Erscheinung, die der größten Aufmerksamkeit bedarf. Wenn ich auch gerne zugebe, daß manche Besprechungen in der Presse nur dazu geführt haben, Reklame für den Antisemitismus zu machen, so glaube ich, daß dieses für diesen Fall nicht zutreffen dürfte und frage ich, wie es unlängst in Ihrem Leitartikel hieß: Wer ist der Mann für diesen Platz, der von wissenschaftlichem und publizistischem Standpunkte aus, in der Lage ist, die Wahrheitstreue dieser Uebersetzung zu prüfen und vielleicht in Ihrem gesch. Blatte darüber zu berichten, bevor erst antisemitische Schreihälse eventuell die Wahrheit auf den Kopf stellende Uebersetzungskunststücke in die Welt hinausposaunen, und in Parlamenten diesbezügliche Anträge stellen, ohne sich vorher persönlich erst von der Wahrheit und wissenschaftlichen Berechtigung ihrer Behauptungen zu überzeugen (wie dieses Letztere der Fall Paasch contra v. Langen zu lehren scheint).

Prediger Popper, Mühlhausen (Thüringen).

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.